



Die Abelsberger Chronik ...

Peter Rosegger



Die Abelsberger Chronik

en

Dr. Birke.

Die Abelsberger Chronik

von

Peter Kosegger

Den Schriften entnommene Sonderausgabe

Umschlag- und Verzierungungen von Anton C. Naworowski

3.—10. Tausend



Leipzig

Verlag von K. Bartschmann

1903.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Grimme & Erdmel in Leipzig.

PT
2458

R4

A7

1908

Vorwort zur Abelsberger Chronik.

Mein Verleger schreibt mir, daß immer so große Nachfrage nach einem lustigen Lachen wäre. Er sei deshalb auf den Gedanken gekommen, aus meinen mancherlei Büchern die heiteren Abelsberger-Geschichten herauszuziehen und sie zu allgemeinem Nutz und Frommen in einem besonderen Bändchen zu vereinigen. Ob ich damit einverstanden wäre?

Nun, wenn der Mann glaubt, daß solches Bändlein bei unseren Zeitgenossen etwelches Lachen zuwege bringen kann, so bin ich ja freilich wohl damit einverstanden. Was tut uns, im zwanzigsten Jahrhundert, denn mehr Not, als herzliches Lachen! Deshalb gehe ich schon lange mit dem Gedanken um, in Abelsberg eine Hochschule zu gründen, wo man das Lachen lernt. Und erhoffe mir von dieser zeitgemäßen Lehranstalt für Leibes- und Seelengesundheit guten Erfolg. Versuchen wir's halt einmal mit einem Probekurs und studieren nach verlässlichen Urkunden die Chronik von Abelsberg.

Nur muß dargetan werden, daß die Abelsberger-Chronik durchaus nicht des Lachens wegen verfaßt worden ist. Wer kann dafür, daß

die Abelsberger so unerhört viel Gesetheit haben, daß selbige im Kopf garnicht Platz hat und sie davon noch in Handbündeln müssen herumtragen — wodurch dann so ein Bündel manchmal leicht in Verstoß gerät.

Die Ortschaft Abelsberg ist auf der Karte kinderleicht zu finden, sie liegt zwischen dem 46. und 54. Grad nördlicher Breite und zwischen dem 4. und 16. Grad östlicher Länge. Es ist eine jüngere Ansiedelung jener sich fabelhaft vermehrenden und ausbreitenden Schildbürger, zu denen wir alle mehr oder minder in traulichem Verwandtschaftsverhältnisse stehen. Was den Verkehr mit diesen lieben Leuten nur um so erfreulicher macht.

Am 1. April 1907.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Der Bürgermeister von Abelsberg	1
Der Brückenwirt zu Abelsberg	10
Der Schulmeister von Abelsberg	15
Der Turmbau zu Abelsberg	20
Zu Abelsberg beim Spielen	25
Ein Abelsberger Kalbstopf	30
Die Abelsberger der Majestät	34
Die Abelsberger Touristen	40
Ein Abelsberger auf dem Besuch	48
Das reiche Jahr eines Abelsbergers	59
Ein junger Abelsberger in der Residenz	64
Eine Abelsberger Heiratsgeschichte	67
Der Abelsberger Bahngewinnkrieg	72
Wie Abelsberg befehrt worden ist	80
Eine Abelsberger Raube	87
Zu Abelsberg wieder wer geworden	91
Ein Abelsberger Heutrog	94
Der Porzschlechter von Abelsberg	96
Ein Gerichtstag zu Alt-Abelsberg	102
Wie der Abelsberger Gefangener preisgekrönt worden ist	114
Graf Adlerstamm auf der Föhnenjagd	126
Wie Ober-Abelsberg herabgekommen ist	132
Der Hauthofenkrieg zu Abelsberg	139
Das Unterhofenfest zu Abelsberg	148
Das Altweiberdiner im Grand-Elegant-Hotel	155
Wie der Blindschleicher zu einer gekommen ist	167
Wie eine als Ehefrau ausging und als Jungfrau heimkam	177
Die Geschichte vom fünfsachen Schwein	185



Der Bürgermeister von Abelsberg.

Das Jagdrecht ist eine prächtige Sache; aber ich kenne viele Grundbesitzer und Gemeinden, die es nicht ausüben. Es leite die Jagdlustigen von der Berufsarbeit ab — sagen sie — es verführe die Jugend zum Müßiggang, und die kostspielige Passion wäre nicht so bald mehr aus dem Kopf zu bringen; es verlocke zur Übervorteilung des Nachbarn gar zu Diebstählen, und es koste manchem ungeschickten Schützen seine gesunden Glieder oder die eines anderen. Und schließlich ginge bei willkürlicher Selbstbenützung der ganze Widerstand zugrunde. Sie verpachten daher das Revier und zahlen mit dem Pachtschilling ihre Steuern.

Die Abelsberger denken nicht so; sie sind viel zu geschickt. Die Abelsberger haben in ihren Wäldern gejagt, solange noch das Pulver nicht hätte knallen sollen; und sie sollten es jetzt unterlassen, da es krachen und ganz ungeniert von allen Wänden widerhallen darf? Nein. Die Abelsberger üben das Jagdrecht selber aus. Es gibt kein höheres Fest, als wenn sie Jagdtag haben; da jetzt's Gallodria, Räusche, Büffe, Abenteuer, kurz alles mögliche, nur kein Wildpret. Das Wildpret haben die Wildschützen in Sicherheit gebracht.

Ach die Wildschützen, die sind eine Landplage für die guten Abelsberger. Der Gemeindevorstand — sie heißen ihn „Burgermeister“ — der Burgermeister also und sein Bursche mögen noch so streng sein — es hilft nichts. Und wollten sie die Wildddiebe alle einsperren, so — wären in Abelsberg leicht die bravsten Leute die längste Zeit auf Viehhandel aus oder auf Kornkauf oder auf Wallfahrten oder auf sonst was; und so — munkelt man — könnte es sich zutragen, daß eines Tages die Kinder keine Schule hätten und daß zum Sonntag der Gottesdienst ausbliebe, weil — der Herr Pfarrer verreist ist.

's ist eine böse Sach', und der Burgermeister, ein Ehrenmann über und über, bricht in ein gräßliches Fluchen aus, wenn eine Gesellschaftsjagd schlecht ausfällt, und der ganze Gemeinderat flucht mit, daß, von den Flüchen mehr erschreckt als von den Schüssen, allenfalls ein allerlechtestes Häsklein noch eilig über die Grenze setzt.

Jagdauffseher war der Gemeinbediener, aber der Gemeinbediener war nicht mehr sehr gut zu Fuß, denn im rechten Bein hatte er die Gicht, und das linke war ihm vor Jahren in Böhmen angeschossen worden. — So war's voreh'; dann ist's anders geworden.

Es war weise vom Bürgermeister, als er eines Tages im Räte folgenbermaßen das Wort ergriff: „Daß ich sag', nach meinem Versteh'n: Die Jagd, verpachten tun wir's nit; denn wegen warum? Unsere Buben werden Soldaten, die müssen das Schießen lernen!“ Patriotisch war er immer, der Abelsberger Vorstand; und dann fuhr er fort: „Aber das sag' ich, nach meinem Versteh'n, einen schärferen Jagdwachter müssen wir haben. Ich rat', wir lassen einen Militärsmann kommen, einen Ausgedienten; so einer ist respektabel und kann laufen. Die Gemeinbedienerei betreibt er uns auch; so einer ist pünktlich und kostet nicht viel. Ich sag', wir machen Ja darüber.“

Sie machten Ja darüber.

Etliche Tage nachher trat der Soldaten-Schorch das Amt an. Er war ein Veteran, kernfrisch und baumstark und feinschneidig, schleppte einen langen klirrenden Säbel — Gemeindegut — und trug einen wuchtigen Schnurrbart, der steif aufgespißt war, wenn sich der Mann in guter Laune befand, der aber schauderlich zerzaust sich über die Backen hinaussträubte, wenn der Mann wild war; und wenn er ins Fluchen geriet, da standen



selbst den Abelsbergern die Haare gegen Himmel. Das war nun der neue Gemeinbediener und der „Jagdwächter“.

„Daß Er's weiß, Schorsch,“ redete ihn der Bürgermeister bald nach der Aufnahme an, „wenn Er seine Sach' in Ordnung hält, so kommen wir gut miteinander aus. Wird sich bei mir nit zu beklagen haben. Einmal hat Er die Kanzlei rein zu halten; unter dem verwichenen Diener ist meine Stube da fortweg ein Schweinstall gewesen. Weiters hat Er die Gemeindefristen zu vertragen. Um Mitternacht, wenn Sperrstunde ist, muß Er von Wirtshaus zu Wirtshaus gehen. Ist wo ein Kaufhandel, so muß Er dabei sein. Die freie Zeit muß Er im Wald umgehen, und das mag Er sich hinter die Ohren schreiben: wenn ein Stück Wildbret fehlt, so wird Er darum hergenommen. Wenn Er einen Wildschützen sieht, einsangen! Und ist's wer immer, hört Er, Schorsch, ohne Pardon einsangen und in den Arrest treiben. Verstanden?“

Der Schorsch legte seine Hand an das Ohr, dann schritt er kerzengerade und mit rasselndem Säbel davon.

Versah sein Amt gut, der neue Gemeinbediener. Er reinigte die Kanzlei, daß sie blank wie eine Wachtstube war; er „vertrug“ die Schriften, anfangs freilich einigemal ganz buchstäblich; zur Sperrstunde ging er in die Wirtshäuser, wo ihn sogar mehrmals der Bürgermeister einlud, an seinem Tische Platz zu nehmen, und bei jedem „Kausen“ war der Schorsch dabei. Bei solcher Pflichttreue versahle der leutfelige Vorstand nicht, seinem braven Diener mitunter einen freien Tag zu gönnen, an welchem sich derselbe nach Wunsch und Wahl gütlich tun konnte.

An einem solchen Tage im Herbst war es auch, daß der Schorsch, nachdem er sich vom Dienste losgemeldet hatte, mit einer gewaltigen Kommißpfeife zwischen den Zähnen, gelassen in den Wald hinaus schlenderte. Er ließ sich gehen, und wenn er aus dem großen Tiegel schmauchte, so wichen ihm vor den Häusern auch die Bauern nicht aus. Wenn der Mann sonst aber im Soldatenschritt einher marschierte, die Zähne aufeinanderbiß und mit den finsternen Augen dreinstach, da hatte er gefährliche Steuerbogen in der Tasche.

Heute hatte er den Schnapsplutzer drin, und damit strich er in den schattigen Wald hinaus. — Wenn ich einen Hirsch sehe, dachte er bei sich, so macht mir das Spaß, und sehe ich einen Wilddieb, so bin ich auch heute der Diener meines Herrn.

So stieg er immer weiter durch die Wälder hinan und in die Wildnis hinein. Und als er gegen eine hohe Felswand kam, an welcher wilber Efeu emporranke, an welcher hoch das knorrige Nest eines Habichts klebte, fand der Schorsch die Wand so romantisch, daß er sich in ihrem Schatten niederließ und seinen Plutzer entforste. — Es wäre ein anmutiges Stündchen geworden, da hörte er plötzlich einen Schuß.

Sofort war der Soldat auf den Beinen. Den Säbel hob er empor, daß er nicht klapperte im Gestein und Gewurzel, und so schlich er der Richtung zu, in welcher der Schuß gefallen war.

Nach einigem Suchen fand er was. Im Waldesdunkel lauerte ein Mann und weidete einen erschossenen Rehbock aus. Und der Mann war der Bürgermeister von Abelsberg. — Wie? Ist denn heute Jagdtag? fragte sich der Schorsch. Kreuz-Bomben und Morbsstern, heute

ist nicht Jagdtag. Halt, Kerlchen, wir zwei werden näher bekannt. — Aber es ist ja der Bürgermeister! — rief in ihm eine andere Stimme. — Tut nichts, dachte sich der Gemeinbediener wieder, wer wildert, ist ein Wilddieb. Was er sonst noch ist, ist mir alles eins. Das Schießen ist jetzt nicht erlaubt; gestern erst hat der Vorstand das neue Verbot ausgeschiedt. Und tät er's redlich, so brauchte er das Gewehr nicht zu zerlegen, das dort stückweis im Busche steckt. Ah, mein Herr, deswegen hast du heute den Wildwächter beurlaubt! Nun, wollen anfangen. — Wenn's aber der Bürgermeister selber ist! warnte noch einmal die andere Stimme. — Halt! flüsterte der Schorsch, und stemmte seinen Zeigefinger mitten auf die Stirne hin. Hat er mir nicht selber eingeschärft, der Ertappte sei wer immer: einfangen! — Des höllischen Satans will ich sein, wenn das nicht eine Falle für mich ist. Er hat mich abgespäht und will versuchen, ob ich ein treuer, unbestechlicher Kerl bin. Nicht auffitzen, Schorsch! Fein angespielt! Nur nicht auffitzen!

Etliche Sekunden später schlug der Gemeinbediener dem eifrig fleischernden Vorsteher fest die flache Hand auf die Achsel: „He da!“ Fast kollerte der Wilderer vor Schreck über und über.

„Aufstehen!“ kommandierte der Soldat, „wir gehen mitfammen.“

„Aber Schorsch, aber Schorsch!“ stotterte der Ertappte, „es ist ja — es war ja —“

„Rehbock über die Achsel! Flink!“ rief der Diener mit schneidiger Stimme.

„Na, so tu' Er — hi, hi — — tu' Er doch die Augen auf, Schorsch!“

„Ich mach' keinen Unterschied.“

„Aber — Er sieht's ja, hi, hi, ein Spaß, ein kleiner Spaß —“

„Im Namen des Gesetzes arretiert!“

„Aber so mach' Er keine Dummheiten, Schorsch!“

„Marſch!“

„Hör' Er! Das verbitte ich mir!“

„Ich brauche Gewalt!“ knirschte der Wildwächter und griff an den Säbel. Aus seinen Augen funkelte gemachter Zorn, unter seinem zerfetzten Schnurrbart wirbelten die haarsträubendsten Flüche hervor.

Im Kabinett, in der Kanzlei ist der Gescheitere Herr; im Walde ist's der Stärkere. Höhergestellte, einflußreiche Personen lassen sich bisweilen erbitten, aber ein so alter Soldatenkerl ist nicht zu bestechen. Die Feder sträubt sich, es zu schreiben, daß der Herr Bürgermeister von Abelsberg als eingefangener Wildddieb mit dem Gemeinbediener Schorsch gehen und den Rehbock selbst auf dem Rücken mitschleppen mußte.

Der Vorstand machte mehrmals unterwegs die unglaublichsten Versuche, sich aus dem Arg zu ziehen. Mit dem Ausreißen und Fliehen war's ein für allemal nichts, denn der schwere Bock war ihm so fest auf den Buckel geschnallt, daß der solcher Strapazen ungewohnte Mann froh sein mußte, wenn ihn das heillose Tier nicht zu Boden ritt. Mit Drohungen richtete er nichts aus; dabei blieb der Schorsch ganz gleichmütig; ist's eine Falle für mich, dachte er, so darf ich nicht eingehen, und ist der Herr Vorstand ein wahrhaftiger Dieb, so muß ich ihn stellen. Da versuchte es der Arretierte mit Versprechungen; hundert Stück feine Zigarren fürs erste; eine goldene

Sackuhr fürs zweite; und endlich, da sie dem schönen Abelsberg immer näher kamen, seine älteste Tochter fürs dritte. Die Folge davon war, daß der Soldat in Wut ausbrach und mit geballter Faust dem Rehbock einen solch derben Schlag versetzte, daß der Bürgermeister darunter taumelte.



Und als sie endlich zur Linde kamen, wo die ersten Häuser von Abelsberg anheben, blieb der Vorstand stehen, klopfte mit steifem Arm dem Gemeinbediener auf die Achsel und lächelte: „Brav, Schorsch! Er hat die Prüfung glänzend bestanden, Er ist ein wackerer Mann; Er ist bei uns sein Lebtag lang versorgt.“

„Wohl,“ schnunzelte der Soldat, „'s hat aber auch Müß' gekostet,

und deswegen möchte ich eine Zeugenschaft haben, daß die Sach' pflichtgetreu ausgeführt worden ist."

"Ei, das werde ich Ihm gern bestätigen und die Abelsberger wissen ja vom Jux; aber die Schulkinder dürfen uns so nicht sehen, weiß Er, die Kinder — des Respektes wegen, versteht Er?"

"Mit Verlaub!" sagte der Schorsch gemessen, "die Schulkinder sollen es wissen, daß in Abelsberg auch der Bürgermeister eingesperrt wird, wenn er stiehlt. — Marsch!"

Mitten durch den Marktplatz trieb er den wankenden Vorstand dem Gemeindehause zu. Bald waren sie umrungen von lärmendem, höhnnendem Volke. Einige Gemeinderäte eilten herbei; vor diesen salutierte der Schorsch:

"Vermelbe gehorhamst, daß ich hier einen Wilddieb eingebracht habe!"

Bei der Sitzung sahen sich die Väter der Gemeinde mit großen Augen an und murmelten: "Ei schau, der Kerl ist gefährlich!" Dann laut: "Der Soldaten-Schorch ist ein prächtiger Kerl, den müssen wir wo rekommandieren. Abelsberg ist für ihn nichts."

Und am nächsten Tage ist der Rehbock verzehrt worden im Festsaale des Gemeindehauses. Noch lange werden die Abelsberger von ihrem Bürgermeister sprechen, "der sich herabgelassen, auf eigene Rechnung und Gefahr die Rechtschaffenheit eines Jagdwachters zu erproben".

Der Bürgermeister ist mit solcher Lösung zufrieden.



Der Brückenwirt zu Abelsberg.

Der Brückenwirt zu Abelsberg war ein etwas heruntergekommener Mann; nicht sowohl weil er früher oben auf der Hirschau das große Bauerngut besessen hatte und jetzt herunten an der Brücke Haus hielt, als vielmehr weil das Hirschengut voll Reichtum gewesen war, während das Brückenwirts Haus halb im Wasser und ganz in Schulden stak.

Das Wasser tut's freilich nicht, würde Martin Luther gesagt haben. Ich bin nicht so gelehrt, wie der Martin Luther, sage aber kühnlich: Der Wein tut's auch nicht immer. Der Brückenwirt hatte Wein, ja sogar sehr viel Wein getrunken, aber für ihn lag im Weine nicht die Wahrheit, sondern die Armut.

Herabgekommen, blutarm, voll von Schulden, Saufaus! das waren so die Bezeichnungen, unter denen der Brückenwirt schmachtete. Ja, schmachtete! Wie konnte er so viele Schulden haben? Seit er den Hirschenhof verkauft und das Wirtshaus gepachtet hatte, wollte ihm kein Mensch was borgen. Ihm fehlte nur eins, um ein wohlhabender Mann zu sein — der Kredit.

Der Kaufmann in Abelsberg hatte kein anderes Kapital, als den Kredit, aber der betrieb sein großes weitverzweigtes Geschäft, das trug ihm Zinsen und er war ein reicher Mann, eine Stütze der Gemeinde, ein Förderer der Künste, ein Weltmann, der lebte und leben ließ. Der Brückenwirt wußte, daß er um keinen Heller weniger besaß, als der reiche Kaufmann, daß er aber trotzdem ein Bettler war. Solches legte er sich so nahe ans Herz, daß er vor Schwerkraft in eine harte Krankheit verfiel.

Dem Arzte vertraute er's, daß die Welt doch schön sei, und daß er nichts so ungern tue, als sterben. Der Arzt versetzte, er solle daran nicht denken, er, der Doktor, wolle seine Schuldigkeit schon tun.

Aber der Nachbar war da, der ließ bei dem Kranken anfragen, welche Sorge er — der Brückenwirt — getroffen hätte, daß er — der Nachbar — zu seinem leßthalbjährigen Pacht käme.

„Ich habe für alle Sorge getragen,“ sagte der Brückenwirt mit schwacher Stimme, „wenn ich nur nicht alles, aber gar alles auf die letzte Stunde verschoben hätt! — Ist er denn nicht da?“

„Wer?“ fragten ihn die Anwesenden.

„Der Notar. Den Notar will ich da haben. Und daß er Tinte und Feder mitbringt.“

Der letzte Wille also! Der Notar läßt nicht auf sich warten, und Tinte und Feder hat der Mann immer im Sack. Zeugen lassen sich auch finden; ganz Abelsberg wollte dabei sein, um zu hören, was denn der Brückenwirt für eine Hinterlassenschaft haben werde.

„Seine Schulden verschreibt er den Gläubigern,“ hieß es.

„Nur seine Gurgel möchte ich haben, die ist an ihm das Beste,“ rief ein Spaßvogel. Dieweilen machte drinnen in der Krankenstube der Brückenwirt sein Testament.

„Hätt's lieber auch verkaufen sollen, die Liegenschaften von meinem seligen Weib,“ sagte er, „die Wirtshaus ist unter fremden Händen nicht besser geworden; alle Jahr' einmal hinreisen, das ist zu wenig gewesen. — Nu, in Gott'snam'. Was da ist, das will ich redlich verwenden. Kinder sind keine. Sind um und um keine da. So, jetzt tu's der Herr aufschreiben.“

Die Feder war schon lange naß gewesen.

„Die Neudorfer,“ hub der Kranke an, „die haben jetzt drei Kirchenglocken; so wollen die Abelsberger viere haben. Die vierte soll angeschafft werden. Nachher — das auch aufschreiben: Beim hintern Altar — der heiligen Magdalena tut ein frischer Anstrich not, hat schon so viel abgefärbt, legt' Zeit her. — Das Schulhaus braucht ein neues Dach. Fürs Armeleuthaus will ich — daß tausend Gulden kommen sollen. Und extra eine Stiftung von wieder tausend Gulden für arme Waisenkinder aufschreiben. — Nix danken, Leut', nix danken. Wer's hat, der kann's ja wohl geben, und um so lieber, wenn er fort muß von dieser Welt und er sich den Himmel kann kaufen. — Aufgeschrieben ist's? Nachher wär's so weit richtig. Und — wenn sie mich auf die Bank legen, so tut's suchen im Bettstroh . . .“

Er war erschöpft und schwieg. Sofort verbreitete es sich in Abelsberg, und der Ortschneider rannte von Haus zu Haus und verkündete es frohlockend: „Der Brudenwirt — wer hätt' sich das vorgestellt! Viertausend Gulden im Sommer (er wollte wegen Neigung zum reinen Hochdeutschen nicht sagen: in Summa) hat er zu wohltätigen Zwecken vermacht! Ja Leut', bei dem seiner Leich' müssen die Abelsberger was tun. Der große Kondukt mit Rusik! Nur jammerschad', daß wir die vierte Glocke nit schon haben; aber wollen ja nichts auslassen, so geizige Leut', ehvor sie kaput sind.“ Er hielt inne, war selbst erschrocken über die Wendung seines Gedankenganges. Und die Abelsberger trafen vielseitige Vorbereitungen zu einem prachtvollen Begräbnis. Windlichter! Flor! Die Weiber flochten an Kränzen; der Schulmeister zeichnete ein Grabmal mit der Aufschrift:

„Dem großen Wohlthäter der Gemein'
Herrn Hans Michel Scherger
Widmen diesen Stein
Die dankbaren Abelsberger.“

„Wenn er nur stirbt!“ bemerkte der Schuster Ferdl bedenklich.
In demselben Augenblicke klang die Glocke auf dem Turme.

„Verschieden!“ murmelte der Schneider und zog wehmuthsvoll seine
Haube vom Kopfe.

Es war aber nur die Elfglocke, welche die Abelsberger alltäglich
um die Mittagszeit zum Essen rief.

Der Brückenwirt lebte noch; lebte sogar am Abende noch. In
derselben Nacht ließ die Schusterin ihre Haustür offen; sie war die
„Veichanlegerin“ von Abelsberg. Aber sie wurde nicht geholt. Der
Doktor war die ganze Nacht bei dem Kranken geblieben; trotzdem
fühlte sich der Brückenwirt am nächsten Morgen besser.

Und nach vierzehn Tagen war er gesund.

Jetzt gaben sich die Leute die Tür in die Hand, um den Genesenen
zu beglückwünschen; und jeder versicherte, es wäre ihm so viel un-
endlich hart gewesen, bieweilen der Herr Scherger auf dem Kranken-
bett gelegen, und mancher gestand, er hätte gar heimlich eine heilige
Mess' gezahlt auf die gute Meinung, daß halt die Krankheit nicht
übel ausgehen sollt', na, und weil ein's das nicht mitansehen kunnt,
wenn der best' Mensch von der ganzen Gemein' hinaus auf den Fried-
hof getragen werden tät.

„Das habe ich gar nicht gewußt, daß mich die Abelsberger gleich-
wohl so viel gern haben,“ sagte der Brückenwirt. Aber jetzt erfuhr

er's mit tausend Freuden, wie gut es ihm die Leute meinten, wie sie ihm beisprangen in allem mit Rat und Tat. Das Brückenwirthshaus war nun stets besucht, der Wirt geehrt. Bei der nächsten Wahl wurde er Gemeinderat. Da das Geschäft besser ging, so zahlte er allmählich



seine Schulden. Die Gläubiger wollten das Geld kaum nehmen: sie wüßten es nirgends so gut aufgehoben als beim Brückenwirt.

Einmal bei verschlossenen Thüren las der Wirt sein Testament. — Na, es war ja recht: wenn die Abelsberger eine vierte

Kirchenglocke haben wollen, so soll eine angeschafft werden; der Magdalena tut ein Anstrich not; es schaut schon gar überall das Holz aus ihr hervor. Das Schulhaus braucht ein neues Dach — es ist ja wahr! und wer wollte nicht, daß das Armenhaus tausend Gulden bekäme und so auch die armen Waisenfinder? Wer's hat, der kann's

geben. Suchen mögen sie, wenn er auf der Bank liegt, suchen im Bettstroh

Gefunden hätten sie freilich nichts.

Aber jetzt, wenn er stirbt, werden sie auch was finden. Der Kredit war durch das Testament hergestellt und dasselbe Testament hätte jetzt, wenn der Herr Hans Michel Scherger mit Tod abgeht, volle Inhaltlichkeit und Rechtskraft. Die vierte Glocke hängt schon heute auf dem Turm; sie läutet manchem zum Verschiden, aber der Brückenwirt lebt, und ihr Klang verkündet immer wieder neu seinen Kredit.



Der Schulmeister von Abelsberg.

War ein revolutionärer Geist, der alte Schulmeister von Abelsberg. Wie die Welt war, so gefiel sie ihm nicht, und wie sie ihm gefallen mochte, so war sie nicht. Und das tat in seinem Herzen bitterlich graben. Gegen die Schulkinder hatte er nichts, die waren ihm nur der etwas unfruchtbare Acker, aus dem sein saures Brot erwuchs. Im Schweiß seines Angesichtes bearbeitete er die spröden Furchen der Schulbankreihen mit dem Spaten seines Linealscheites und jätete Unkraut und säete Weizen — zumeist taube Körner, die keine Keimkraft hatten. In Gottes Namen!

Aber die Eltern von den Kindern. Da staß! Schickten sie dem Schulmeister Brot, so wollte er Würste, und gaben sie Würste, so verlangte er Schinken. Und bekam er Schinken, so sagte er, es wäre eine Schande, daß man ihm nicht auch den Pfeffer dazu reichete. Ost-

mals kriegte er aber gerade den Pfeffer allein, wenn ihm einer oder der andere derb die Meinung sagte.

Der Herr Pfarrer war ihm auch nicht recht. Beim Altar war er ihm zu still, da konnte der Schulmeister nicht responbieren. Bei der Predigt war er ihm zu laut, denn der alte Herr predigte häufig von den Tugenden der Sanftmut und Genügsamkeit, und wenn er Beispiele dieser Tugenden anführte, so deutete er nie gegen das Chor, wo der Schulmeister stand. Auf den Amtmann hatte er eine besondere Galle. Der gewann beim Kartenspielen dem Schulmeister das Geld ab und hielt sich für seine Kinder einen Hauslehrer. Wer wird den Hauslehrer nur zahlen? Der Amtmann nicht, die Gemeinde wird ihn bezahlen. Das ist eine Schmarokerei, so ein Amtmann! Freilich paßt keiner besser für das Abelsberg-Schilzburg, als dieser Herr, der wider Willen schon allerlei Abelsberger Stückeln geliefert hat. Gescheite Amtmänner gibt's anderwärtig eben auch, der hiesige ist ein abgedankter Feldweibel. Schon gut.

Den finstersten Ingrimme aber hegte der Schulmeister gegen den Gutsherrn, der im Winter zwar in der Residenz lebte, im Sommer aber auf Hoch-Abelsberg wohnte und sich zu allerlei Gelegenheiten mit Volksaufzug und Blumensträußen und Kranzmädchen feiern ließ, als wie ein Herrgott. Was hat der hohe Herr im alten Schloß den Pfarrer und den Amtmann zu Tische zu laden, zu seinen Jagden, Scheibenschießen und anderen Festlichkeiten zu ziehen, wenn der Schulmeister daheim bleiben muß! Soll der Lehrer des Volkes denn ewig am Hungertuche nagen? Will man den Unterricht unterdrücken, damit sich die Dummheit und die Gewalt um so breiter machen kann?

Wohlan! Es kommt eine andere Zeit! Die Großen wird man von ihrer Höhe stürzen . . .! — Darum sagte ich: ein revolutionärer Geist. Und so kam es, daß der Schulmeister etwas mißliebig war bei den Leuten.

Und eines Tages im Winterfasching, als der Schulmeister eben die Geige von der Wand nahm, um damit im Wirtshause bei einer Freimusic aufzuspielen und sich so ein paar Groschen für die Fastnacht zusammenzufiedeln — ging die Türe auf. Der besäbelte Gemeinbediener und der befrachtete Amtmann traten herein, und letzterer bedeutete dem Schulmeister, daß heute das Geburtsfest des hochgeborenen, wohl- edlen und gestrengen Gutsherrn wäre.

„Ist vielleicht gar das Musizieren verpönt?“ fragte der Schulmeister bissig.

„Keineswegs,“ antwortete der Amtmann, „doch zeigen wir Euch an, daß Ihr laut hohen Auftrags hiermit verhaftet seid!“

„Wer? Ich? Ich, der Schullehrer, verhaftet?! Mein Herr!“

Es gab eine Szene. Während sich im Städtchen alles auf das Fest rüstete, wurde der Schulmeister in den Gemeinde-Arrest von Abelsberg getan. Dort saß er eine Woche lang, saß in der Fastnacht, saß am Aschermittwoch.

Und als die Schule wieder beginnen sollte, wußte sich der Amtmann nicht zu helfen; er schrieb an den Gutsherrn in die Residenz:

„Wohlebler, gestrenger und gnädigster Herr! Unterzeichnete Behörde untersteht sich untertänigst anzufragen, was mit dem Schulmeister, an welchem der gnädigste Befehl vollzogen worden, weiters zu geschehen habe. In devotester Ehrerbietung das Amt Abelsberg.“

Die Abelsberger Chronik.

Der Gutsherr schrieb nach einiger Zeit zurück: „Was für ein Schulmeister und was für ein Befehl? Ich weiß nichts. Unterzeichnet
L. L. von S.“

Darauf schrieb das Amt in Abelsberg: „Hochgeborner, gnädigster Herr! In Anbetracht des Auftrages, welchen Hochdieselben zu dero feierlichem Geburtsfeste zu geben geruhen und welcher dahin lautete, den Schulmeister einzuschließen, rapportiert ein Gefertigtes dienstschuldigst, daß besagter Auftrag respektiert und ausgeführt worden ist und Delinquent sich bis dato in Gehorsam befindet. In ehrfurchtsvollster Erniedrigung
Amt Abelsberg.“



Hierauf ein umgehendes Schreiben vom Gutsherrn:

„Amtmann, Ihr seid ein Esel. Laßt Euch Schreiben Nr. I erklären.
L. L. von S.“

Deß war der Herr Amtmann etwas indigniert. Er besprach sich mit seinem Schreiber und beide kamen endlich darin überein, daß das Geschäfte Nr. I vom gestrengen Herrn in Sachen des Geburtsfestes mißverstanden worden sei. Dasselbe lautete wörtlich:

„Komme diesmal nicht nach Abelsberg, wünsche aber, daß das Fest wie gewöhnlich und mit Einschluß des Schulmeisters gefeiert werde.
L. L. von S.“

Der Schreiber vermutete, daß der gnädige Herr etwa könne gemeint haben, mit ins Fest und zum Festessen solle man den Schulmeister, der ja sonst seiner Widerhaarigkeit wegen oftmals umgangen wurde, einschließen, und nicht in den Gemeindefotter.

„Ja!“ machte der Amtmann die Achsel zuckend, „mit mir muß man ohne Umschweife reden, ich kenne keine Zweideutigkeiten.“

Noch an demselben Tage wurde der Schulmeister auf freien Fuß gesetzt, jedoch mit dem strengen Bedeuten, in Zukunft sich besser zu betragen!

Der Schulmeister war überzeugt, daß ihn seine aufrührerische Gesinnung in das Gefängnis gebracht habe und beschloß sich, fürder sanftmütiger zu sein.





Der Turmbau zu Abelsberg.

Die Neudorfer hatten an ihrer Pfarrkirche zwei Türme, so wollten die Abelsberger an der ihren auch zwei Türme haben.

Der eine, der schon stand, war recht sauber und schlank und hatte oben ein Kröpflein, an welchem die Schwalben allerlei Narreteien und Liebchaften trieben, und hatte ein paar Glocken, die täglich dreimal zum Essen läuteten, und hatte eine Uhr, die den Schlaraffen von Abelsberg zu Lieb' kurzen Tag und lange Nacht machte. Die Nacht aber ist den Abelsbergern der eigentliche Tag, da sind sie munter, da sind sie beim Zeug. Ihr „Zeug“, das ist der Schoppen und das

Kartenspiel und wieder der Schoppen, und um sechs Uhr abends ist zu solchem Tagwerk der Morgen, und um neun Uhr ist Mittag, und um zwölf Uhr ist Abend und jeder geht gleich am Abend nicht heim, mancher bleibt noch gern ein wenig „in die Nacht hinein“.

So schöne Zeitrechnung macht der Turm mit seinen Glocken und mit seiner Uhr. Darum gibt es Leute zu Abelsberg, die sagen: „Wenn's bei einem Turme schon so schön ist, wie müßt's erst sein, wenn wir zwei Türme hätten!“

Anderer freilich meinen, daß wäre dummes Geschwätz, ein zweiter Turm wäre schon recht, aber nur zur Ehre Gottes.

Im Räte aber saß ein Lästlerer, der sagte: „Ich stimme nicht für zwei Türme, jeder Ochse hat zwei Hörner.“

Der mußte auf der Stelle abdanken.

Alle anderen wollten einen zweiten Turm; so stand einer auf und sprach das Wort: „Geld zusammenschießen!“

Der Mann mußte abdanken.

Endlich hielt ein Dritter eine Rede und sprach: „Wenn, meine Herren, jeder Ochse zwei Hörner hat, so wird mein erster Herr Vordner auch zwei Hörner haben —“

Der Mann wurde mit einem „nichtendenvollenden“ Applaus unterbrochen; nach einer längeren Weile erst konnte er fortfahren: „Und wenn, meine Herren, der Turm zur Ehre Gottes erbaut werden soll, so kann und darf das doch wohl nicht durch profane Mittel geschehen. Meine Herren! Jeder von uns kann auf die Brust schlagen und sagen: Mein Geld ist sündig! (Bravo!) Ich bediene mich nicht des schärfsten Ausdrucks, wenn ich sage, es wäre Gotteslästerung, aus

solchem Stoffe dem Herrn einen Turm zu bauen. (Sehr gut!) Mein Vorschlag ist daher folgender: Die Mittel zum Turmbau mögen nur durch schlichte, ungebuchte Beiträge frommer Seelen, durch Almosen beschafft werden. Ich stelle den Antrag, daß in der Kirche an jener Seite, wo der zweite Turm sich erheben soll, ein Opferstock aufgestellt werde, in welchen der wohlhabende Mann frommen Sinnes seine Silberlinge, sowie die arme Witwe ihren Pfennig legen mag. Die Verwaltung der Opferkasse darf unbedenklich unserem ehrenwerten Küster Thomas Redenschlauch übertragen werden.“

Über solche Rede hätten sie den Antragsteller am liebsten allso gleich zum Bürgermeister gemacht. Leider war das dritte Jahr des alten noch nicht um.

Der Opferstock für Spenden zum Bau des zweiten Turmes wurde in der Kirche aufgerichtet; der ehrenwerte Küster Thomas Redenschlauch wurde zum Kassenwart gemacht — und so war der Same gelegt zum Turme, der sich bereinst neben dem alten erheben sollte, oben mit einem Kröpfchen, an welchem die Schwalben allerlei Marreteien und Viebschaften treiben, mit ein paar Glocken, die täglich dreimal zum Essen läuten, mit einer Uhr, die kurzen Tag und lange Nacht macht.

Das Ding keimte. Die arme Witwe kam mit ihrem Pfennig und der reiche Mann kam — auch mit seinem Pfennig. Silberlinge sind zu profan für einen Turm Gottes.

Der Küster waltete treu seines Amtes und war — nebstbei gesagt — nicht der Mann, der den Abelsberger in sich verleugnete. Die Kirche hielt er die längste Zeit des kurzen Tages sorgsam geschlossen — stand ja doch der „goldene Hirsch“ offen zu jeglicher

Stunde. Jener goldene Hirsch, den der wackere Küster einmal in einer sinnigen Rede verherrlicht hatte: „Der Hirsch gemahnt an uns selbst, die wir uns sehnen nach dem Krüge, wie der Hirsch nach der Quelle. Das Goldene an dem Hirschen versinnlicht uns, daß der Wirt zum ‚goldenen Hirschen‘ eitel Gold begehrt von seinen Hirschen, denen, während sie im Hirschen sitzen, daheim von den Weibern bisweilen die Gemeiße aufgesetzt werden. Darum lebe der Hirsch! Er lebe hoch!“

Der ehrenwerte Küster Thomas Redenschlauch trug an seinen Gemeißen eben nicht schwer — ihm war das Trinken schon lieber, als das Küssen — so trank er und trank wie ein Abelsberger.

Da geschah es eines Abends, oder vielmehr eines Morgens, als es — wie er so schön sagte — „vom Zechen zum Blechen kam“, daß er sein Geldbeutelchen vermißte. Gottswahrhaftig, das lag daheim bei seinem Weibe. Bevor er aber noch den „goldenen Hirschen“ um einen Kredit angehen will bis auf morgen — eigentlich nur bis auf heute — bis er nach Hause geht, sich ausschläft und wiederum kommt — entdeckt er in seiner Hosentasche das Opfergeld für den Turmbau, das er tags zuvor erst aus dem Opferstod genommen hatte, wie er es allwöchentlich zu tun pflegt. Das reicht für die Zechen — es bleibt sogar noch etwas übrig.

Was? Übrig bleiben? Nein, das läßt sich ein Abelsberger nicht nachsagen. Was nützt die Turmspitze, wenn der Turm verfallen ist! „He, Wirtshaus! Frisch eingeschenkt, wir bleiben sitzen.“

Und als es Morgen ward und der letzte Knopf vertrunken war — der letzte Knopf vom Turmgeld — da stand der Küster Thomas Redenschlauch auf. Tat aber nicht gut daran, denn auf der Stelle

wollte er wieder umfallen. Indes, es ging und der Weg schräg über den Kirchplatz hin war nicht zu verfehlen. Anfangs allerdings hielt sich der Küster etwas zu sehr rechts, um später ein bißchen zu viel nach links abzuschwenken. Als er mitten auf den Platz kam, blieb er stehen, so gut es ging, und



starrte auf den Kirchturm hin und begann zu kichern. — „'s ist richtig,“ stammelte er, „das Turmgeld — er steht schon — der zweite. Ach — der Tausend, was das schön ist! Ganz wie in Neudorf! Hi, hi! Zwei Türme auf der Abelsberger Kirchen!“

Und taumelte entzückt nach Hause.

Eine angenehmere und billigere Bauart gibt's nicht. Und nachdem nun der ehrenwerte Künstler Thomas Reckenschlauch die Entdeckung gemacht hat, wie man in Abelsberg Türme baut, so soll es nicht allzusehnen geschehen, daß er sein Geldbeutelchen beim Weibe daheim läßt und zufällig immer nur die Wochenausbeute vom Opferstock im Sack hat — und daß er dann beim Nachhausegehen regelmäßig auf der Kirche den zweiten Turm neben dem ersten stehen sieht.

Und der Künstler rät es jedem, der in Abelsberg zwei Türme haben will: „Geh' hin und tu' desgleichen!“



Zu Abelsberg beim Spielchen.

Sollte es zwar nicht erzählen, denn ich hab's nicht gesehen. Sie schlossen sich dabei ein — der Herr Pfarrer von Abelsberg und sein Bruder, der Hochbergreichhofer. In der Oberstube saßen sie und ließen sich's gut geschehen und spielten Karten. Aber nicht etwa ein verbotenes Spiel! — i bewahre — beim Pfarrer! „Brandeln“, „Zwiden“, ein wenig „Mauscheln“ mitunter, das war der Zeitvertreib.

„Na, ich dank' schön für einen solchen Zeitvertreib!“ sagt zwar der Hochbergreichhofer, kommt aber nichtsdestoweniger jeden Sonntag von seinem Berg herab, läßt sich zur Faufe laden, verfißt den ganzen Nachmittag bei seinem Herrn Bruder und verspielt jedesmal sein ganzes Geld.

Hingegen muß er stets auf dem Ehrenplatz sitzen, an der Wand

auf weicher Lederbank, während der Pfarrer ihm gegenüber mit dem Holzstuhl fürlieb nimmt. Und hernach — wie schon angedeutet worden — ganz abgeschlossen waren sie doch nicht von der Welt. Die Köchin durfte in die Oberstube — und das lohnt sich im Pfarrhof immer, denn mit leeren Händen erscheint so ein Frauchen selten. Sie ist ja Herrin der Küche und über alles, was dazu gehört, und an ihrem Schürzenband hängen die Kellerschlüssel. Was also den alten Wein anbelangt — er war ein Jahrgänger mit dem Hochbergreichhofer, der in dem gesegneten Vierunddreißiger-Jahr zu dieser Welt gekommen war — und was die gut geräucherten Schinken betrifft und den Gugelhupf und den Kaffee, und dann den wohlgetrockneten Knafter, den sie aus langen Pfeifen rauchten, so konnte der brave Hochbergreichhofer das Sonntagspielchen bei seinem Herrn Bruder nimmer missen. Mit Speis' und Trank suchte er sich, so gut es ging, zu entschädigen für die Zwanziger, die aus seinem weltlichen, hundslebernen Geldbeutel allzu frommen Sinnes dem geistlichen Herrn zusprangen. Der Hochbergreichhofer hatte doch das Kartenspielen von Jugend auf getrieben und war nicht arg dabei zu Schaden gekommen. Aber im Pfarrhofe verpagte ihm das Glück.

Trotzdem ging er jeden Sonn- und Feiertag zum Nachmittagssegen und machte nach demselben den kleinen Besuch beim Herrn Bruder, den er erst spät abends häufig mit etwas verrücktem Schwerepunkte verließ.

„Grüß' dich, grüß' dich, Bruder!“ empfing ihn stets der Pfarrer, „setz' dich doch auf deinen Platz.“

„Aber immer auf dem Polstersitz, nein, Bruder, das geht doch nicht; der geistlichen Weib' gehört die Ehr' zu!“

„Bitte, du bist der Gast! Nur keine solchen Umstände!“

So oftmals der edle Wettsreit, bis endlich jeder stets wieder auf dem alten Fleck saß bei der Gottesgab und beim Gebetbuch des Teufels, wie der Herr Pfarrer die Spielkartenblätter nannte. Und wenn dann das gut gebratene Schweinerne kam, so schob der Pfarrer Messer und Gabel hin und rief: „Bruder, stich die Sau!“ Das tat der Hochbergreichhofer wohl hier in Natur, aber in den Karten vermochte er's selten. Oft genug kam ihm ein guter Trumpf in die Hand, aber der geistliche Herr spielte mit so schlauer Berechnung, daß der Bauer einmal rief: „Du, Herr Bruder, geistlich Weihs' ausgenommen, du hast falsche Karten!“

„Lapp!“ lachte der Pfarrer, „das kannst ja anders machen. Nimm fürs nächstmal deine Karten mit.“

„Das ist eine Reb'.“

„Aber, was ich dir sagen wollt', Bruder. Am nächsten Sonntag geh' nicht in die Predigt, ich rat' dir's.“

„Ja, hörst, wesweg soll ich denn nicht in die Predigt gehen?“

„Weißt, Bruder, nächsten Sonntag ist das Evangelii von dem ungerechten Haushälter, und da muß ich einmal gegen das Kartenspielen predigen. Die Leut' wissen deine Passion, kunnt dir unangenehm sein in der Kirch'.“

Ging der Hochbergreichhofer also nicht in die Predigt; die Leute aber sagten nach derselben: „Scharf ist's niedergangen heut', höllisch scharf, und seinen Bruder hat er gemeint. Ist er nicht in der Kirch' gewesen, der Hochbergreichhofer?“

Der aber ging wie gewöhnlich zum Nachmittagssegnen und hatte

richtig sein eigenes Spielfartenbüschel bei sich. Er traute dem Herrn Bruder nicht mehr recht; der hatte beim Spiel auch immer einen so schiefen Blick, sah ihn an und sah doch wieder an ihm vorbei — ein rechter Judasblick, die geistlich' Weis' in Ehr'!

Und als er in die Stube trat, rief der Pfarrer: „Na, grüß' dich, Bruder, setz' dich wieder auf dein Plätz. Hast Karten bei dir?“

Sie spielten mit den Karten des Hochbergreichshofers; der Pfarrer hatte wieder den schielenden Blick, der dem Partner wohl über die Achsel, aber nie ins Auge sehen konnte, und der Bauer verlor, wie immer.

Da kam diesem plötzlich der Zorn: „Was schaust mir denn nicht ins Gesicht, Pfarrer? Hast ein schlechtes Gewissen?“

Zum Glück kam in diesem Augenblick die Köchin mit dem gebratenen Huhn. Sie war noch ein recht reputierliches Frauenzimmer und allerweil woltern nett angezogen. Heute hatte sie gar eine Pfingstrose im Haar, tat einen Blick über den Hochbergreichshofer hin an die Wand und ordnete die Rose.

Was denn da ist, an der Wand? dachte der Bauer, wendete sich und sah — den Spiegel.

Die Faust mit dem Kartensächer fest auf den Tisch gepreßt, erhob er sich langsam — starrte in den Spiegel, in welchem sein ganzes Kartenspiel offen lag — starrte dem Pfarrer ins Angesicht und murmelte: „Setz, Herr Bruder, jetzt bin ich gescheit. Ja, hörst, wenn du einen Kameraden hast, der mir in die Karten schaut, nachher — nachher glaub' ich's gern!“

Der geistliche Herr tat einen schreckhaft lauten Lacher. „Endlich!“

rief er, „endlich einmal! Na, Zeit ist es, daß du gescheit worden bist. Hättest mir aber noch eine Weil' stillgehalten unter dem Spiegel, wär'



mir nicht unlieb gewesen, hätten von deinem Gelde noch lange gut gegessen und getrunken.“

„Und wär' dein Spitzbubensstückel gar nicht aufgetommen, so wär's dir noch lieber gewesen!“ sagte der Hochbergreichhofer.

„Geh, gift' dich nicht!“ rief der Pfarrer und lachte noch immer, „laß uns jetzt essen und trinken, heut' wird es das letzte Mal sein, daß du die Faufe zahlst.“



Ein Abelsberger Kalbskopf.

Der Tabak-Simerl lehnte an seinem Tabakskasten und hatte — gestehen wir's offen, denn es läßt sich nicht leugnen — einen Kausch. Auf dem Kasten stand eine Flasche, die sich in dem Verhältnisse, als sie geleert worden war, verdoppelt hatte, so daß sie jetzt da stand — zwei in eins und eins in zwei — wie die siamesischen Brüder.

Es war zwölf Uhr mittags. Da schellte es an der Thür. Der Postbote trat ein und überreichte dem Tabak-Simerl ein Briefchen. Der Simerl tat's mit umständlicher Mühe auseinander und las nicht ohne Umstände:

„Lieber Freund und Simerl!

Bei uns ist gemegert worden. Erweis' mir die Ehr' und komm' heute mittags 11 Uhr zu mir zum Kalbskopf.

Mit Grüßen

Jakob R.,
Bäckermeister.“

„Das ist schön von ihm,“ dachte oder sagte der Simerl zu sich, „daß er mich zu seinem Kalbskopf einladet. Aber um elf Uhr, und

jetzt ist's schon zwölf! Du verfluchte Post! Ob er mir's nicht zu Fleiß tut, dieser sitraments Postschreiber, dieser neue, der mir jetzt auch schon den Tabak wegnehmen will, und gar anhebt die Leut' zu rasieren, mir zu Trutz ihnen das letzte Haar austragt mit Puß und Stängel, daß gar keins mehr wächst, und ich verdursten kann, wie ein Schwamm auf dem Ofen; zu Fleiß, daß er mir meine Briefe alle verspätet zuschickt. Keinen rostigen Pfennig verwett' ich, er unterschlagt mir auch noch welche. Dem tu' ich noch was an! Vor der Hand soll er's jetzt erfahren, wie's taugt, wenn man gefoppt wird. Einen Narren muß er mir machen, und giften muß er sich heut', und ausgelacht muß er werden vom ganzen Dorf. Ich tu' ihm's an, ich bin nicht so dumm!"

Drauf setzte er sich hin und schrieb an den Postbeamten folgende Zeilen:

„Lieber Postschreiber!

Bei uns ist gemetzgert worden. Erweisen mir die Ehr' und kommen heut' mittags um 1 Uhr zu mir zum Kalbskopf.

Mit Grüßen

Jakob R.,
Bädermeister."

Vor dem Fenster ging gerade ein Söhnlein des Bädermeisters vorüber, das rief er an: „Du Bübel! Du gehst ja an der Post vorbei. Gelt, du bist so gut und gibst mir den Brief geschwind dem Postschreiber hinein. Da hast einen Kreuzer, der gehört dein.“

Das Knäblein lief mit dem Briefchen zum Postbeamten. Der Tabak-Simerl lachte sich in die Faust.



Und als es eins geschlagen hatte, ging er hin und schlich um das Haus des Bäckers Jakob und lugte durch das Fenster, wie dumm der

Postschreiber dastehen werde, wenn er zum Kalbskopf erscheine und hören müsse, der Kalbskopf sei schon vor zwei Stunden verspeist worden, auch wäre der Postschreiber gar nicht dazu geladen gewesen.

Aber als der Simerl durchs Fenster guckte, da sah er, wie der Bäcker Jakob und der Postbeamte in heiterster Laune beim Kalbskopf und beim Weine saßen.

„'s ist einmal gedeckt für einen Zweiten,“ lachte der Bäckermeister, „und ist's der eine nicht, so ist's der andere. Und will ich's aufrichtig sagen: Sie, Herr Postmeister, sind mir lieber als wie der alte besoffene Griesgram. Aber, wissen Sie was, machen wir Bruderschaft: sollst leben!“

Lustig stießen sie an, und der Simerl zog mit langer Nase ab. Er konnte sich das Ding gar nicht zurechtlegen. Noch einmal las er seine Einladung zum Kalbskopf, und nun klärte sich's auf. Da stand's ja schwarz auf weiß, genau, wie er's selbst dem Postschreiber geschrieben hatte: „Erweiß mir die Ehr' und komm' heute mittags um 1 Uhr —“

Wie der Irrtum möglich war? Der Tabak-Simerl hatte in seinem Dufel den Einser doppelt gelesen.

Diesen Kalbskopf vergißt er nimmer, man könnte sagen: er liegt ihm im Magen, trotzdem, oder eben, weil ihn ein anderer speiste; aber nein, der Simerl hat eher das Gefühl, als wie wenn ihm das Ding auf den Schultern säße.



Die Abelsberger der Majestät.

„Geschehen muß was!“ sprach der Vorstand im hohen Räte zu Abelsberg, „denn warum muß was geschehen? Weil uns oberen Orts ist kundgemacht worden, daß sie in drei Tagen durchfährt. Sie hat's gern, wenn was ist, und von den Abelsbergern wird was erwartet.“

„Aber was! Ich hab' noch keinen blassen Nebel davon,“ rief der Hirschenwirt, „ist dir was eingefallen, Vorstand?“

„Bei einem Haar wär' mir was eingefallen,“ berichtete dieser, „just ein klein bissel ist mir die Nacht zu kurz worden. Die ganz' Nacht hab' ich mich zerstudiert, daß mein Weib schon toll ist worden, und g'rad wie mir was will in den Kopf kommen, geht der Morgenstern auf, und aus ist's, gar ist's mit dem Simulieren.“

„Darf ich reden?“ fragte der Färbermeister.

„So viel du willst,“ sagte der Vorstand, „ich weiß eh nichts mehr.“

So sagte der Färber: „Was werden wir denn machen? Ich denk', so ein Volksfest richten wir her; die Oberziller Musikbände, den Bitternschlager-Mazl, einen Triumphbogen da oben bei der Mauth, ein paar Baumkrayler, ein paar rinnende Weinbrunnen, und wenn sie kommen, daß ein feister Dchs niedergeschlagen wird auf dem Platz!“

Die Idee war groß, er blickte in die Runde des hohen Rates. Aber der Rat Huffschmied stand auf und sagte: „Das ist nichts, das hat sie hundertmal schon gesehen und besser, als wir's zuweg bringen. Das Triumphbogenbauen ist keine Kunst, wo so viel G'reifig zu Handen ist, als wie bei uns, und das Dchsniederschlagen auch nicht. Wir

müssen in die Zeitung hineinkommen! Wir müssen was machen, was die Majestät noch nicht gesehen hat, was Kopf und Fuß hat, und was den Abelsbergern Ehr' macht. — Na ja, versteht sich, daß ich was weiß. Unser Volk im Feiertag, in seinen Lustbarkeiten vorstellen, auf das halt' ich nichts; die Herrschaften, wenn sie nie was anderes sehen, täten leicht glauben, hier zu Land hätten wir alleweil Sonntag. Bei ihrer Arbeit muß man den Leuten zuschauen; das wird die hohen Herrschaften unterhalten, und sie lernen was dabei. Desweg sag' ich, daß wir da ober Abelsberg an beiden Seiten der Landstraße in Gruppen die Arbeiter, als den Landmann, den Handwerker, den Jäger, den Halter, den Holzhauer und wie sie halt alle sind, mit ihren Verrichtungen aufstellen — und wenn die Wägen kommen, sollen die Leut' flink arbeiten. Das ist mein Rat."

Der Mann, der die Schrift führte, wollte sofort in die Chronik schreiben, daß am 24. August des Jahres 1828 nach Christi Geburt im Räte zu Abelsberg eine gescheite Rede gehalten worden wäre. Der Vorstand nahm nun das Wort und sagte: „Ich halte nichts darauf, daß unser Volk allemal im Feiertag und Lustbarkeit da ist. Die hohen Herrschaften lernen nichts dabei. Den Leuten muß man bei ihren Arbeiten zuschauen, und so ist meine Meinung, daß da oben an der Landstraße Arbeitsleute aufgestellt werden sollen: der Bauer, der Schlosser, der Mastelbinder und wie sie halt alle nacheinander her sind — und daß sie fleißig arbeiten, wenn die Wägen vorüberfahren. — Sein die Männer mit mir einverstanden?“

„Vorstand!“ rief ihm der Rat Schneider zu, „für das wirst du Baron!“

Der Hufschmied machte ein langes Gesicht. Der Vorschlag des Vorstandes wurde angenommen. —

Nun gab's ein paar Tage lang Arbeit über Arbeit. — Den Kastenbinder brauche man eigentlich nicht dabei, bedeutete einer dem Vorstand, denn es wäre keine einheimische Figur, die käme nur so zu gelegener Zeit aus Schlovakien daher. Aber der Handel und Wandel des Landes müsse zum Ausdruck kommen, daß die Majestät ein vollständiges Bild von dem Leben und Treiben der Bevölkerung gewinne. Es wäre nur zu verhüten, daß nichts dabei vorkäme, was auf den Landesvater einen unangenehmen Eindruck machen könne.

Und am vierten Tage sollte die Durchfahrt des Kaisers Franz stattfinden. Des alten Kaisers Franz, der noch auf keiner Eisenbahn fahren konnte, der im Gerüttel seiner Wagen, im Zeremonientaumel seines Gefolges, im plebejischen Staube der Straßen über Land reisen mußte, wollte er die Zustände seines Reiches prüfen und von seinen treuen Völkern einmal Huldigungen entgegennehmen.

Er hatte Feste und Aufzüge, ihm zur Ehr' gebracht, nicht ungern, denn für gar manches war ihm das Bewußtsein seiner Kaiserwürde eine hohe Genugthuung.

So bewegte sich um 11 Uhr des 28. August die Wagenburg gen Abelsberg heran. Eine halbe Stunde vor dem Städtchen begannen die Wunder. Auf dem Felde ackerten Bauern und säeten Korn; gleich daneben klangen die Sicheln der Schnitter, die Sensen der Mähder, und die Arbeiter hatten ihre bunteste Sonntagstracht an.

Am Berge war ein Stollen, aus welchem flinke Knappen reines Erz schafften, und ein paar Eisenhämmer schmiedeten Sensen, Pflüge

und Schwerter. Im Wäldchen jodelte der Holzhauer und hallten stürzende Bäume. Der Hirte trieb eine Herde schöner, bekränzter Kinder über die Au, die Sennin molk unter dem Schatten einer Tanne ihre Kuh und der Jäger schoß gerade im Augenblicke, als der kaiserliche Wagen herantam, einen ausgestopften Auerhahn vom Lerchbaum. Das Wunderbarste aber waren die Obstbauern, welche von alten Holzbirnbäumen die feinsten Butteräpfel schüttelten, und die Winzer, welche aus Erlen- und Weibengebüsch Trauben schnitten. Es ging nicht anders, und wenn das ganze Land zusammengedrückt sein sollte auf etliche Joch oberländischen Grundes, so mußte das Erz wohl einmal im eiteln Sand und der Wein auf Weidenstäben wachsen. So unerhört fruchtbar war der Boden bei Abelsberg, und der Obersthofmeister hauchte dem Kaiser zu: „Eure Majestät, aber das ist ja prächtig! Was Eure Majestät für ein Land haben!“

Seine Majestät, höchst erfreut von dem fröhlichen Aufzuge, wollte den Ortsvorsteher sprechen. Noch dauerten an beiden Seiten der Straße die Vorstellungen; auch ein Hochzeitszug und ein Taufgang war dabei, und Volkslieder wurden gesungen und zum Schlusse, dort wo die bekränzte Mauth prangte — kauerten etliche Krüppel, ein Kretin und ein paar zerhauene und zerschossene Militärs mit Weib und Kind im Straßenstaub und wimmerten mit aufgehobenen Händen um Almosen. Denen war's Ernst.

Der Hof stutzte sehr — gar sehr stutzte er über eine solche durchaus nicht harmlose Pointe der Festlichkeit — und nach dem Ortsvorstande, der mit seinem Räte auf dem Marktplatze tief geknickt stand, wurde nicht mehr verlangt.

Vor dem Tore des Posthauses standen sechs streuende Blumenmädchen, aber die Wagen rollten vorüber und hielten nicht in Abelsberg.

Der hohe Rat war aus Rand und Band. Das Bettelgesindel verhaftete er sofort; aber der Kretin grinste und die alten Krieger



mit ihren elenden Familien meinten, sie hätten gehört, daß das ganze Land bei dem Aufzuge vertreten sein sollte, und da hätten sie gedacht, die viele Armut, die da sei, gehöre sozusagen auch zum Lande, sie hätten des Weiteren gerechnet auf etliche Silberbagen oder einen warmen Löffel Suppe, was freilich eine ganz verfehlte Rechnung gewesen wäre.

Der Bürgermeister wollte diese Leute, die das schöne Fest so jämmerlich verborben hatten, in den Kotter stecken lassen. Das ließ der Rat Hufschmied nicht gelten. Das Betteln, sagte er, sei zwar in Abelsberg verboten, aber vom Mauthbalken auswärts sei es von jeher erlaubt gewesen.

Der Schelm!

Er ist aber später Vorstand geworden.





Die Abelsberger Touristen.

Wie nur plötzlich die Natur so schön geworden ist! Erst seit etlichen Jahren. Es lebten wohl auch früher einzelne Leute, die einzelne Gegenden „wirklich romantisch“ fanden; heutigen Tages aber sind alle Wälder und Berge so herrlich! Und der Sonnenaufgang!

Wer hätte das vor dreißig Jahren vermeint, daß auch der Sonnenaufgang Mode werden sollte!

O du heilige Welt Gottes, vergib mir dieses Wort. Aber du weißt es ja doch selber am besten, wie wenigen, die doch deine ewig großen und lebendigen Pfade gewandelt, es einst eingefallen ist, dich seligen Herzens zu bewundern, dich anzubeten. Wohl, es mögen die lieblichen Bilder deiner Gärten und Auen, deiner Frühlingstage und Sommernächte zu allen Zeiten Befriedigung in dem Menschen-

gemüthe wachgerufen haben; vor dem Brausen des Sturmes, vor dem Ernste der Einsamkeit, vor den Gewalten des Hochgebirges aber sind die Kinder der Welt zurückgeschauert, wie vor einem übermächtigen Feinde.

Und heute — je wilder die Gegend, desto schöner; natürlich, wenn gute Wege in derselben angelegt sind und komfortable Wirtschaftshäuser. Barte Frauen mit ihren zarten Kindern steigen heute auf Berge, auf die sonst nur der Gemsjäger und der arme Kräutersammler geklettert; es geht prächtig; und wenn eine Eisenbahn schnurstracks den Berg hinanläuft, um so besser. Oben steht gar ein Hotel, da ißt und trinkt man, schreibt sich ins Fremdenbuch und findet alles unvergleichlich.

Weil im neunzehnten Jahrhundert die Natur denn gar so schön geworden!

„Touristen!“ Die Sache ist so schnell gekommen, daß die deutsche Sprache gar kein Wort dafür in Bereitschaft hatte und bis heute noch keines hat. Ja, gewiß, Sommerfrischen, Gebirgspartien, Touristen — das sind Modefachen. Vorkäufig noch. Wir werden die Natur einst wirklich suchen, nicht bloß an heiteren Sommertagen, sondern auch, wenn sie finster blickt und grollt, auch wenn sie in der ehernen Majestät des Winters ruht. Denn wir werden unsere große, heilige Mutter lieben und insgeheim an ihren Busen fliehen aus dem Treiben der Welt.

Selbst an den Abelsbergern darf hierin nicht ganz verzweifelt werden. Und sie sind ja heute schon große Naturfreunde, die Abelsberger. Erstens liegt Abelsberg ja in einem freundlichen Gebirgstale, und zweitens hat ein Abelsberger Wirt über die Tür seines Hauses

einen grünen Baum malen und seine Herberge demnach „Zum grünen Baum“ benamfen lassen. Und nicht allein das, des Wirtes Sinn für Natur erstreckt sich sogar bis in den Keller, in dessen bauchigen Fässern — es ist keine Fabel, wahrlich nicht! — Naturwein und bloß Naturwein lagert. Und wer eben Sinn dafür hat — zwischen den Fässern auch das Plätschern eines Wasserbrunnleins hört sich anmutig. Allerdings, Sitzgarten ist keiner beim Haus; ist auch keine Frage danach. Ein echtes Tröpflein trinkt sich auch in der räucherigen Gaststube gut. Was Sommerabend! Die Abelsberger gehen nicht ins Wirtshaus, um Sommerabende zu genießen.

Wohl aber nehmen sie den Zeitgeist wahr, der — wie Poeten so schön sagen — heute in den Blättern säufelt — in den Zeitungsblättern nämlich. Sie sind fürs erste daher wacker liberal, die Abelsberger, denn: „Fortschritt und Freiheit!“ sagt der Tischler, und hat diese Worte in sein Bierglas stechen lassen.

Da standen nun schon seit Jahren zu jeder Sommerszeit Aufsätze in der Zeitung von der schönen Schweiz. „Ja, die Schweiz!“ meinte der Webermeister, „von wo der Schweizerkaffee und der Schweizerkäse kommt — weiß schon davon!“

Allmählich dann zogen sich — dem Blatte nach — die Naturschönheiten der Schweiz auch ins Tirol und Salzburg herein, und plötzlich in dem letzten Jahre war eine ganz einzige Großartigkeit aufgetaucht im eigenen Lande. Die Admonter Gegend, das Gesäuse und Eisenerz konnten die Zeitungen gar nicht genug rühmen. Diese hohen, schroffen Berge, diese wilden Schluchten, diese saufende Enns! In der Schweiz wahrhaftig nicht schöner zu finden! — Und mitten hin-

durch die Eisenbahn und Touristen aus allen Weltgegenden, und es ist eine wahre Schande, das Gefäule nicht gesehen, den Reichenstein und den Buchstein nicht bestiegen, das Hochtor und den Damischbachturm nicht bewundert zu haben.

Da taten sich die Abelsberger zusammen. „Zu meiner Zeit, wie ich als Bursche durchs Ennstal gewandert bin,“ sagte der Sattler, „da ist mir nichts aufgefallen; weiß nur, daß ich in schauderlich wilde Gegenden gekommen bin und daß ich bei einer Kohlenbrennerei Wasser getrunken habe. Nu, heute mag's anders sein.“

„Leute,“ rief der Tischler, „tun wir zusammen, machen wir eine Tour ins Gefäule!“

Das zündete. Eisenbeschlagene Schuhe, Bergstöcke, Weinflaschen, Würste, Schinken, Spielkarten — eine „Heß“ muß es geben! — Mägdelein wollten sie auch werben zur Partie. Der Binder und der Pfleger und der Schulmeisterssohn und andere — ihrer neun Stück sind's, die mit Hall und Schall und hellem Übermut, wie's Touristen ansteht, den Eisenbahnzug besteigen.

Das herbstliche Wetter ist heiter, rein, kühl — ganz gemacht für Gebirgstouren. Die daheim bleiben müssen, denken in Wehmut an die lustige Reise, und beim Wirt „Zum grünen Baum“ sitzen sie abends und folgen im Geiste ihren touristischen Mitbürgern auf die höchsten Berge und in die lauschigsten Winkel der Sennhütten.

Am dritten Tage kehrte die Gesellschaft zurück. Sie war etwas angegriffen, stark ermüdet, und die meisten hatten Schürfe, blaue Beulen an Gesicht und Händen und Risse in den Kleidern. Trotzdem wurden sie sofort ins Wirtshaus gezogen, wo sie wacker aßen

und tranken, denn — sagten sie — die Wirtshäuser hätten sie unterwegs nur von Hörensagen genossen. Naturgenuß sei ihre Hauptsache gewesen! — Hierauf sollten sie erzählen.

„Ja!“ sagte der Binder gekehrt, „erzählen! — Das muß einer selber gesehen haben — nicht wahr?“

Seine Genossen bestätigten es.

„Diese Berge!“ rief der Weber, „diese Hochöfen in Admont, na!“

„Ihr seid doch auch im Stift gewesen?“

„Im Eisenerzstift, jawohl! So eine Kirche! Nir zweit's gibt's nit!“

Ob der Verwechslung schmunzelten Zuhörer.

„Und auf dem Reichenstein?“

„Da schaut's grad' einmal her!“ versetzte der Schulmeisterssohn und wies seine zerschundenen Hände vor; „aufwärts, da ging's, bis wir ins Edelweiß kamen. Bis an die Knöchel, sag' ich euch, geht einem das Edelweiß, just zum Niedermäh'n! Dann, wie wir zum Eis gekommen sind, nicht wahr, zu den Gletschern?“ wendete er sich an die Genossen.

„Na, ich dan!'!“ stimmten diese bei, „das sind ein bißl Gletscher!“

„Und der Sonnenaufgang,“ sagte der Pfleger, „lohnend, höchst lohnend! — Und in dem Gebirg ist euch eine Sonne! — 's ist ein Gaudium gewesen. Aber halt das Herabsteigen! Sind wir euch nicht schnurgerade niedergefahren über die Steinleuten! So gleich etliche zehntausend Fuß! Gerad' ein Sauser ist's gewesen, sind wir herunten auf dem Boden gestanden.“

„Nu,“ fügte der Schulmeisterssohn bei, „und da haben wir uns so zerschunden.“

„Und deine blauen Flecken im Gesichte?“ fragte man den Sattler.

„Ja, dem seine blauen Flecken,“ rief der Schulmeisterische; „nicht um fünfzig Gulden gibst du sie her, Sattler, gelt? — Hat euch der Sakra nicht mit einem Steinbock gerauft? Na, und ob!“

Die Leute schlugen über solch unerhörte Abenteuer die Hände zusammen.

„Aber ein Sträußel Edelweiß oder Speik hättet ihr doch mitbringen sollen!“

„Ihr schwäket beim Ofen, wie ihr's versteht. Jeder hat seinen Hut voll Edelweiß gehabt, das versteht sich. Und wie der Kampf mit den drei Lämmergeiern nicht ist, so bringen wir die schönsten Buschen heim.“

„Kampf mit den Lämmergeiern?“ fragten die Leute und brachten den Mund nicht mehr zu.

„Haar' lassen hätten wir können! Sind noch froh gewesen, daß wir heil davon gekommen; die Alpenblumen und die paar Hüte sind zu ersetzen.“

„Herr Gott, das war eine Tour!“

— Sie waren die bewunderten Helden des Städtchens.

Einige Zeit darauf kam an den Vorstand von Abelsberg folgendes Schreiben:

„Lamern, den 30./9. 1875.

Werter Herr Bürgermeister!

Zu meinem Bedauern muß ich Sie mit einer Angelegenheit belästigen. Vor etwa acht Tagen kam eine heitere Gesellschaft von neun Personen in mein Haus, die, wie sie vorgab, aus Abelsberg

sei. Die Herrschaften schienen eine Gebirgspartie vorgehabt zu haben, blieben jedoch einen und einen halben Tag und zwei Nächte bei mir und ließen sich zu meinem Vergnügen Küche und Keller wohl munden. Wie es bei solchen Gelegenheiten schon zu geschehen pflegt, wurden sie lustig, fangen, tanzten und unterhielten sich mit den Weibsleuten der Nachbarschaft, die sie zum Tanze beigezogen hatten. Auch die Burschen der Umgegend, Holzknechte zumeist, fanden sich ein; da entspann sich zwischen diesen und den werthen Herren Abelsbergern ein Streit, der Weibsbilder wegen; sie wurden leider handgemein, wobei zu meinem großen Bedauern die Abelsberger sehr den kürzeren zogen. Die Herrschaften waren gezwungen, das Weite zu suchen, und dürften mit einigen diesbezüglichen Spuren nach Hause gekommen sein. — Ganz erklärlich ist es unter solchen Umständen, daß in der Eile vergessen wurde, die kleine Gasthausrechnung zu begleichen, die Euer Wohlgeboren zu unterbreiten ich hiermit die Ehre habe:

Zwei Abendessen für 9 Personen	23 fl. 70 fr.
Ein Mittagessen detto	15 " 98 "
Zwei Frühstück detto	8 " 10 "
Wein für 9 Personen	26 " 48 "
Dem Stubenmädchen für Depurgationen	— " 80 "
Für eine Weinflasche à 40 fr., und drei Fenster-	
scheiben à 30 fr., zusammen	<u>1 " 30 "</u>
Summa	76 fl. 36 fr.

Um gefällige Notiznahme bittet

achtungsvoll ergebenst

Peter Streicher, Gasthausbesitzer in Tamern."



Der Bürgermeister veranstaltete zu Ehren der wackeren Touristen eine Nachfeier beim „Grünen Baum“. Nachdem die Gefeierten neuerdings und stets mit mehr Nachdruck und in helleren Farben ihre seltenen Abenteuer an der tausenden Enns und bei der Besteigung des „elftausend Fuß hohen Gletschers Neichenstein“ dargetan hatten, sagte der Bürgermeister, er sei von der Gemeinde beauftragt, den kühnen Mitbürgern ein Ehrendiplom hiermit zu überreichen — und las feierlichen Tones Brief und die Gasthausrechnung des Peter Streicher vor.



Ein Abelsberger auf dem Vesuv.

Thomas Treibaus ist ein ehrfamer Viehhändler aus Abelsberg. Er hat sein Lebtag viele Ochsen gemästet und ist auch selbst dabei fett geworden. Indes ließ er sich nicht betören von den Reichthümern und Kindern dieser Erde, sein Sinn stand nach Höherem. So hoch seine Ochsen auch die Hörner tragen mochten, wenn sie vor dem vollen Barren standen, so hoch die Kälber auch ihre kleinen Schweife schwangen, wenn sie lustig und flink über die Wiese hüpfen — sein Sinn stand höher.

Da hatte er einmal — es war zur goldenen Zeit, als er, ein Knabe noch, die Kuhweide auf der Weide aussaugte, wenn ihm sein Dienstherr zur Strafe für unachtsames Hüten das Mittagmahl vorenthielt — hatte er also einmal durch einen alten Hausierer die Sage von dem feuerspeienden Berge gehört. Und diese Sage hat einen Funken geworfen in sein Gemüt, hat — sozusagen — sein bißchen schlummerndes Ideal entzündet, und das glühte und brannte nun Jahre und Jahre in den Tiefen seines Herzens, doch ohne daß es Lava spie.

Nebstbei, daß Thomas Treibaus Kälber trieb, Rüche handelte und Ochsen mästete, ging das Dichten und Trachten seiner sehnennden Seele dahin, einmal den feuerspeienden Berg zu sehen und — Ehre seinem Mannesmute! — zu besteigen.

Und das sollte der Glanz- und Höhepunkt seines vielbedeutenden Lebens sein, das sollte ihm Ruhm sein im Lande und für späte Zeiten.

Thomas hatte schon Bilder gesehen von dem berühmten Berg, und Guckfaſtenmänner kamen zuzeiten in die Gegend, die hatten das Ungeheuer in einem Käſtlein, ganz wie es lebte und lebte und ſpie. Dieſer Berg mit ſeinem glühenden Rachen iſt nicht wie der allfort funkenſprühende Schornſtein der Schmiede im Tale, nicht wie ein wildausbrechender Kohlenmeiler! Dieſer Berg iſt der Hölle Thor und Schlot; wenn der Teufel eine arme Seele holt, ſo flattert er mit ſeinen ungeheueren, kohlschwarzen Fledermausflügeln da hinein! — Das weckte Treibaus' Sehnsucht erſt auf, denn was ein rechter Viehhändler iſt, darf ſich vor Hölle und Teufel nicht fürchten.

Und als nach und nach die gute Zeit gekommen war, da ſein Bäuchlein groß, ſeine Auglein klein, ſein Näſchen rot und ſein Beutel ſchwer geworden, da gebieh ſein Lebenswunſch: „weit und tief ins Welschland hinein!“ zur Reiſe. Als er hierauf, dem Ideale zuwallend, durch Tirol kam und durch die Lombardei, war es zum erſtenmal, daß er die Leute nicht gut verſtand. Auf der ganzen Reiſe intereſſierte ihn nichts, als der ſchiefe Turm zu Piſa, vor dem er drei Stunden lang mit offenem Munde ſtand, und die fontana trevi in Rom, wo verſteinerte Ungeheuer zwar nicht Feuer, aber Waſſer ſpieen.

Dann zog er tiefer nach Süden. Er fühlte es wohl, wie es von Tag zu Tag heißer wurde, er nahte — dem feuerſpeienden Berge. Weiteres iſt von dem Vorleben des wackeren Thomas Treibaus nicht bekannt. —

Als ich an einem Septemberabende 1872 am Hafen von Neapel auf und ab ſchlenderte, um mir das ſeltſame Treiben dieſes merk-

würdigen Volkes zu betrachten, sah ich einen wohlbeleibten, aber behenden Mann in Knieleberhose und grünberandeter Lodenjacke mit einem Cicerone lebhafte Gesten machen. Ich sah so von weitem hin, ich sah, wie der Mann fest die Füße auseinander stemmte und mit den Händen zuweilen auf sein wohlgepflegtes Bäuchlein schlug. Trotz des unabsehbar breiten Strohhutes, der das völlig kreisrunde Gesicht des Mannes halb bedeckte, und trotz der nackten Waden über den hohen Bundschuhen, sagte ich nachdrücklich zu mir selbst: „Ich will doch ein Lump sein, wenn das nicht ein Abelsberger Viehhändler ist!“

Ich lauerte noch ein wenig. Da hub er behäbig an, seine Ärmel zu zerren, zog den Rock aus, daß er in seinen weiten Hemdärmeln, mit seiner schwarzen Weste, die eine Reihe mächtiger Silberknöpfe und eine schwere, talerbehangene Uhrkette trug, und mit einem breiten, weiß ausgenähten Ledergurte da stand. Nun war für mich kein Zweifel mehr — ein Landsmann. — Zu allem Übersflusse hörte ich ihn noch brummen: „A Viehhij' das, und bis in die spat Nacht eini!“ Darauf sehr laut und immer mit den Händen fuchtelnd zum braunen, verschminkt lächelnden Italiener: „Na, so versteht's denn wahrhafti nit Deutsch? Auffi, da auffi möcht' ih!“ Er deutete gegen den Vesuv, über dessen Spitze ein leichter Rauch zog. Ein Redeschwall brach los aus dem Munde des Cicerone, aber ein welscher Redeschwall; und mein Landsmann schüttelte das Haupt und wollte weiter trippeln.

Da rief ich, auf ihn zueilend: „Wetter, grüß Gott!“

Zuerst war er einen Augenblick verduzt, dann aber schrie er, die Hände ausbreitend: „Jessas, Jessas, das — ja, das ist ja wieder

einmal an ordentlicher Mensch — a Landsmann! — Freilih, freilih — na, ih trau mir's z'sagen: a fett's Paar Ochsen kunnt mir die Freud' mit machen! — Grüß Ihna Gott! Sag'n S', Landsmann, sein S' ah z'weg'n dem da kemma?" Er deutete gegen den Besuv.

Das war das Finden und Binden — er schwur mir ewige Freundschaft. Wir gingen in eine Oesterie, dort erzählte er mir seine Lebensgeschichte



und sein höheres Streben nach dem feuerspeienden Berg, wie er sich wundere, daß dieser weltberühmte Berg grün und grau wie alle anderen Berge still dastehe, nicht ringsum glühe und kaum ein Rauchwölklein habe — wie es sich schier nicht des weiten Weges lohne, wie er den Berg aber trotz alledem morgen mit dem frühesten zu besteigen gedenke.

Ich hatte auch dieselbe Absicht, und so beschloffen wir, zusammen die Partie auf den Besuch zu machen.

Ich habe nie noch einen glücklicheren Menschen gesehen, als meinen Viehhändler an demselben Abend.

„Heut' zahl' ich alles!“ rief er wiederholt, seine schweren Fäuste mit den Hemdärmeln auf den Tisch schlagend; und wie sein Antlitz so lachte und leuchtete, da war es Vollmond in der Weinstube.

Am andern Morgen — es lag noch Finsternis über den Wassern — war es meines neuen Reisegefährten erstes, daß er mir zeigte, wie er seinen roten Regen- und Sonnenschirm praktisch zu einem Bergstock eingerichtet habe. Dann sagte er ernst und ergriffen: „Also heute! Heute! Und das Parapluie da heb' ich mir auf zum ewigen Andenken!“ Der gute Mann fühlte sich verpflichtet, angesichts seines großen Zieles möglichst Hochdeutsch zu sprechen.

Wir fuhren bis zum nächsten Städtchen Mesina. Dort nahmen wir zwei graue Esel und einen braunen Führer und begannen die Wanderung aufwärts.

„Vor Banditen fürcht' ich mich gar nicht, gelt?“ sagte Thomas, als er so neben mir auf dem Esel wackelte. Er wollte fragen, ob er wohl recht habe, daß er sich nicht fürchtete.

„Und wenn einer kommt, meiner Seel', ich schlag' zu!“ er hob seinen Regenschirm, setzte aber beruhigt bei: „Na, so leicht kann nig geschehen, es sind unser fünfse.“

Die Esel warfen ihm einen dankbaren Blick zu.

Wir ritten zwischen berankten Gartenmauern hin und durch ein Wäldchen von Obstbäumen und an Weingärten entlang. Der Morgen graute und die schwarze Masse des Berges vor uns stach deutlicher von dem Himmel ab. Wir bogten nördlich und sahen hinaus über das Meer, auf welchem in der Dämmerung wie vor der Schöpfung Nebel und Wasser noch nicht gesondert schien. Da kamen wir über braune, schrollige Lavaströme — hier stieg mein Thomas zum ersten Male ab, befühlte den rauhen, schründigen Boden und schüttelte den Kopf.

„Wie könnten das schöne fruchtbare Matten sein,“ sagte ich, „aber der Besub!“

„Überhaupt,“ entgegnete mein Landsmann, „das italienisch Land ist nicht das, was der Leut' Neben daraus macht. Was, südlicher Himmel! Der ist auf unseren Bergen just so blau und fein! Die Sonne hier scheint gar nicht heller, aber heißer wie daheim, und das — halt, Gesein, schmeiß mich nicht ab! 's ist aber auch ein verdrumpfter Weg in diesem italienischen Paradies, 's gibt überall so viel Steine, wie bei uns daheim, und Heiden und Sümpfe und Nebel. Wein wär' schon recht, wenn er nicht warm wär'; die Feigen wären süß, wenn man sich damit nicht den Magen verderben tät. Und sonst auch, im Brot ist kein Salz, in der Suppe kein Schmalz, und Knödel ist schon gar keins zu sehen. Jetzt, frag' ich, was ist das für ein Land?“

Mein Thomas war bei diesen Worten so böse geworden, daß er seinem Esel eins in die Weichen gab.

„Und doch,“ versetzte ich seiner Rede, „soll Italien das Wunderland sein, wo ein offenes Herz und ein offener Sinn auch das schönste Ideal durch eine noch schönere Wirklichkeit übertroffen findet.“

In diesem Augenblick strauchelte mein Esel, daß ich schier über die Lavaschollen gepurzelt wäre, und das Gespräch war unterbrochen.

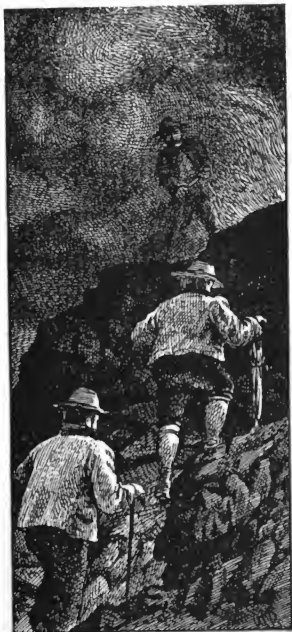
Es war licht geworden, unten reiheten sich Städte an Ruinen, Landhäuser an Mauertrümmer, Gärten an Schuttlehnen. Das Meer lag in matter Bläue, dort und da ein weißes Segel, wie ein vom Himmel gefallenes Sternchen. Über Neapel zog sich ein Nebelstreifen weit hinaus auf die hohe See.

Als wir zur Einsiedelei kamen, hätte mein Thomas für sein Leben gern den Einsiedler gesehen. Aber der Gute hatte sich wahrscheinlich des Abends zuvor zu lange kasteit, und so ruhte er nun noch in den Fed—, das heißt auf der harenen Decke.

Im Wirtshause des Observatoriums angelangt, genossen wir Wein und Trauben und unser Führer erzählte uns von den Zerstörungen, welche der letzte Ausbruch des Vesuv in der Umgegend angerichtet hatte. Unter den zahlreichen Verunglückten war auch sein Bruder, welcher auf der Wallfahrt nach St. Giuseppe von dem Unheil erreicht wurde.

„Und Vieher sind doch keine zu Grunde gegangen?“ fragte Treibaus teilnehmend. Zum Glück hatte ihn der Bursche nicht verstanden.

Die Esel ließen wir beim Observatorium. Der Führer begann seine mitgetragenen Stricke in Bereitschaft zu halten, und es kam eine



äußerst schwierige Fußwanderung den Kegelein hinan. Glatt und schroffig und schröndig ist die Lava, und dann wieder wollen die Füße versinken in grauem Aschenstaub. Wir waren auf der Nordwestseite, folglich im Schatten, obwohl die ganze herrliche Gegend unten lange schon im reinen Sonnenlichte lag. Der Himmel war tiefblau, aber je näher wir der Höhe kamen, desto mehr umhüllte ihn eine dunstige, rötliche Atmosphäre und wir rochen Schwefel. Wir sahen, wie der Rauch da oben emporqualmte, wie er immer röter und glühender wurde, und wie — „Jesus Maria!“ rief Thomas, „g'rad' jetzt hebt er an zu speien!“ und wollte abwärts eilen.

Der Sonnenball stieg empor just über dem Krater durch den wirbelnden Rauch, rot und sprühend, wie ein Klumpen Blut. Der Führer drängte, half uns

weiter und bald waren wir zu Rande. Zu Rande an den Kratern, den dampfenden Schründen und Klüften, bunt in hellen Farben, wie Salamander, tief dröhnend zuweilen, grollend, ächzend, wie ein Leidenschaftskampf im Herzen, wie ein böses Gewissen — der feuerspeiende Berg, der Hölle Thor und Schlot.

Mein erschreckter Blick wendete sich zurück zu dem milden, sonnigen Lächeln der Welt. Nun lag Neapels glitzernder Halbmond in Reinheit da. Rückwärts die grüne, mit Städten und Villen besäte Ebene von Casoria; dann zogen sich hin die milden, sammetähnlichen Höhen von Camaldoli, die schroffen Berge der Inseln Procida und Ischia — dann die unabsehbare Meeresweite, an Bläue und Klarheit wetteifernd mit dem Himmel. O, das Meer mit seinem zarten Sonnenfunkel in den Wellen, mit dem lieblichen Spiel der winzigen Segel und Masten, mit seinem Horizont, so weit und unerreicht, den nur die Sehnsucht mißt!

Weiter links die dunkeln Berge von Capri und die lichten Felswände von Sorrento, und der dämmerige Gebirgszug des Monte Albino, und das liebeliche Sarnotal mit der rötlichen Trümmerstätte Pompejis.

Uns gegenüber aber, im Nordosten, ragen in einem wilden Halbkessel die kahlen, toten Wände des eingestürzten Kraters Somma, eine Ruine der Hölle, — und in weiter Ferne die Höhen des Monte Matese und Vergine.

Mein Landsmann sah durch unser Fernrohr eine Weile unverwandt in die Ebene hinab und machte dabei ein äußerst vergnügtes Gesicht. „Recht weichleibig,“ murmelte er „ganz semmelfärbig, man meint, es müßt Würzthaler Masse sein!“

Eine Heerde Kinder entzückte ihn.

Ich nahm ihn am Arm und führte ihn unter Leitung des Cicerone in den Wildnissen der Vesuvkrone umher.

Man kann nicht hingehen und hinabgucken in den Krater, wie in eine Krautgrube; Hitze, Schwefeldampf und Rauch drohen den Kühnen zu ersticken. Da dampfende Schründe, heiße Lavaklöse und Schollen; dort hat sich die Erde gespalten und Blutschein rötet die Wände, aber wuchtige Blöcke sind darüber hingeworfen. Und wer sich darüber hinwagt zum Krater, und Rauch und Dunst lassen ihm einen Blick hinab-tun, der prallt bleichen Gesichts zurück und stammelt: „Der Mensch versuche die Götter nicht!“ Schroff stürzen die schwarzen oder buntfarbigen, schründigen Wände nach innen ab und der Trichter teilt sich unter phantastischen Gebilden in mehrere Krater, deren unergründliche Tiefen nicht einmal den Schall zurückgeben von einem Stein, den man in sie schleudert. Freilich ist da unten ein ewiges Dröhnen und Donnern, oft wild, wie das Knurren des Löwen, dann wieder bang und schwer, wie das Röcheln eines Sterbenden.

Aus allen Spalten und Klüften bringt der Rauch. Dort in der Schramme sehe ich gar helle Lava glühen; sehe ich die Essen der Cyclopen und höre ich ihr Pochen auf dem Amboss der Urgefesse? — Wie tief und gewaltig, du schrecklicher Hephästos, ist deine Werkstatt!

Ein mächtiges Donnern — der Führer riß uns mit großen Schritten zurück. Da zitterte unter uns der Boden und Asche und Steine flogen aus den Schlünden.

„Geht's weiter, ist das a schauerhafte Sach'!“ sagte Thomas kleinlaut, „jetzt fahr' ich gleich wieder ab.“

Doch der Führer hielt ihn zurück, zog ein paar Eier aus der Tasche, legte sie in eine kleine Spalte, und reichte sie uns nach ein paar Minuten hartgekottet als Gabelfrühstück. Das brachte meinem Landsmann wieder das Selbstvertrauen. Eier am Herde des Vesuv gekocht hat man nicht zu jeder Vormittagsjaufe! Die Schalen tat er sorglich in ein Papier und steckte sie in die Tasche — zum ewigen Andenken.

Bald darauf machten wir die Entdeckung, daß unsere Schuhsohlen verkohlt waren. „Schau, Schau,“ sagte Thomas, „das wundert mich, die meinen sind vom Pinzgauerschlag.“ In seinen roten Regenschirm hatte ein glühendes Aschenstäubchen ein Loch gefressen. „Bravo!“ rief Thomas aus, „auch das ist ein Andenken an den feuerspeienden Berg für meine Kinder und Kindeskinde!“

„Ah,“ entgegnete ich, „das hat mir der Wetter gar nicht erzählt, daß er verheiratet —“

„Je nu, das heißt“ — er trocknete sich den Schweiß von dem Vollmond — „na, das ist schon eine barbarische Sitze, da heroben!“ Von seiner Familie weiter keine Rede mehr.

Ich hätte den Führer und meinen guten Landsmann zur Rückkehr schier am liebsten vorausziehen lassen, um mich allein auf einen Lavablock zu setzen und am Brandopferaltar der Natur Gottes Herrlichkeit in stiller Seele zu feiern.

Da kam mein Gefährte: „Na, Sie, versetzen tu' ich Ihna nit!“ Und noch volkstümlicher: „Hiazt hab'n ma's g'seh'n, und hiazt geh'n ma hoam.“

Ich glaube, er hat es buchstäblich ausgeführt und ist von Neapel

geradewegs in sein Abelsberg gefahren, um dort durch seine Eierschalen und den verbrannten Regenschirm bereites Zeugnis zu geben von dem „feuerspeienden Berg“ und als kühner Besteiger desselben unvergänglichen Ruhm zu ernten.



Das reiche Jahr eines Abelsbergers.

Es hat eine Zeit gegeben, da die Ober-Abelsberger Bauern über alle Maßen gescheit gewesen sind. Dann später kam die Schule, und die hat das gute Volk recht heruntergebracht. Da haben sie die Jahre her so höllisch viel gelernt, daß sie jetzt nachgerade gar nichts mehr wissen.

Ober erkennt es heute in der Silvesternacht einer, was für ein Jahr kommen wird? Ich glaube nicht. Die alten Ober-Abelsberger hingegen haben es aus den Zeichen erkannt, denn dazumal hat man an die Zeichen noch geglaubt und weil man daran geglaubt hat, so sind sie auch zugetroffen. Heute geschieht kein Wunder mehr, weil sich die Leute nur darüber lustig machen würden.

Einstmals hat man die Offenbarungen geehrt; und es ist nicht etwa, daß ich den schönen Namen erdichte, er hat wirklich so geheißen, der Eberhard Weisheit. Und hat den Namen verdient, denn er war der weiseste Bauer im Ober-Abelsberger Gau.

Der Eberhard Weisheit hat seiner Väter ehrwürdige Sitten stets geachtet und gehalten, hat in der Christnacht seine Oefen mit Weihrauch beräuchert, hat hinter den verdächtig aussehenden Bettelleuten

Abpülwasser auf den Weg gießen lassen, daß das Gefindel keine böse Macht über sein Haus haben konnte, und so ist er in der Silvesternacht auch auf den „Kreuzweg“ gegangen, um unter Gebet und frommen Betrachtungen zu ersehen, ob ein armes oder ein reiches Jahr im Anzuge sei.

Es ist arg genug, daß es heutzutage Leser gibt, denen man die Sache des langen und breiten erklären soll und noch froh sein muß, wenn sie überhaupt dazu stillhalten.

Wenn man in der Silvesternacht auf einen Kreuzweg geht, das heißt, auf einen Punkt, wo sich mehrere Wege kreuzen, so kann einem auf diesem Kreuzwege ein Mann begegnen. Es mag ein weltfremder Mann sein, er mag auch in der Gestalt eines guten Bekannten erscheinen. Man soll ihm nicht ausweichen und soll ihm auch nicht in den Weg treten. Man soll nicht grübeln. Wenn dieser Mann leicht und leer einherschreitet, dann mag man still nach Hause gehen und den Riemen neunmal ums Geldsäcklein winden, denn es kommt ein schlechtes, armes Jahr. Wenn hingegen der Mann auf dem Kreuzwege unter schwerer Last daherkommt, dann soll man lustig ins nächste Wirtshaus eilen und sich selbst zur nachtschlafenden Stund' was Gutes antun, wohl auch anderen was zukommen lassen, denn es wird alles gut, es wird sehr gut, es kommt ein reiches Jahr.

Also war's in einer solchen Nacht, daß der Eberhard Weisheit gegen die zwölfte Stunde hinaus auf die Steinheide ging, wo ein Kreuzweg war und wo auch richtig ein hölzernes Kreuz stand, bei dem es nicht selten gepensterte. Es war eine Nacht, in der man nicht gern einen Hund vor die Tür jagte; er war aber kein Hund,

er war ein E— Eberhard Weisheit, und dieses Geschlecht hat sich von jeher nicht viel aus Schnee und Sturm gemacht.

Am Kreuze stand er still und ließ sich einmal recht anstößern.

Es war, als ob auf jedem Wege, wie sie hier aus allen vier Weltgegenden zusammengingen, ein anderes Wetter heranbrauste und als ob Wind und Kälte und Schnee und Eis gerade den Kreuzweg zu ihrem Turnierplatz gewählt hätten. — Weichlinge liegen in den Rissen vergraben und morgen, wenn sie aufstehen, sagen sie: Ein neues Jahr — was wird es bringen? und schauen dumm drein. Der Eberhard wird's wissen und wird still sein.

Siehe — dort kommt schon was! — Ein schwarzer Punkt im Gestöber, langsam bewegt er sich, doch kommt er näher und näher. 's ist ein schwerfälliges Wesen, ein Mann, ein unter großer Last tief gebeugter Mann. Keuchend wankt er unter einer Masse, die sich schwer um seine Schultern schmiegt, und wankt vorüber.

Der Eberhard Weisheit hatte anfangs ein Kreuz über Gesicht und Brust geschlagen, hatte dann dieser Erscheinung mit Wohlgefallen zugeesehen, und nun sie wieder verschwunden war, ging er ziellos im Schnee hin und her und entschied sich endlich für das Wadwirts Haus. Denn dort pflegten Vergknappen von Seewald späte Becher abzugeben. Als er hinkam, sah er vor dem Hause am Trog, wo die Fuhrleute ihre Pferde zu füttern pflegten, den Mann vom Kreuzweg stehen und seine Last auf den Trog stützen. Der Eberhard Weisheit trat in die Stube.

„Noch spät auf?“ sagte der Wirt.

„Schon früh auf!“ antwortete der Eberhard.

„So wünsch' ich glücklich Neujahr!“

„Hat sich schon angemeldet. Bring' mir eine Maß auf einmal, Wirt, und da draußen vor dem Haus rastet einer, dem schick' auch einen Krug voll hinaus. Er hat's wohl verdient, und ich bin der Zahler.“

Wenn er der Zahler ist, so wird er an seinem Tisch nicht allein sitzen bleiben müssen.

Lustig geht's her, und draußen trinkt

einer den Krug aus und denkt: Das neue Jahr hebt nicht schlecht an, der Wein hat mich wieder rechtschaffen stark gemacht, und jetzt, meine liebe Sau, jetzt gehen wir's wieder an.

Lud frisch auf und hastete weiter.

Am nächsten Morgen, als der Eberhard Weisheit endlich nach Hause kam, trat



ihm nichts Erfreuliches entgegen. Die Knechte stöberten in der Umgebung des Hauses herum und suchten im Schnee nach Spuren; die Hausmutter weinte und schrie: „Meine Alte! 's ist noch keine so feist gewesen, seit ich im Haus bin, und just die muß er mir holen. Aber wart', wart', Dieb, wenn ich dich unter die Finger krieg!' Ich will dir sagen, was im Weisheitshof eine Sau kostet.“

Da fragte der Eberhard etwas besangen und unsicher, was denn Los sei?

„Ja!“ rief das Weib, „mit dir habe ich auch was zu reden! Was hast du in den Nächten außer Haus herumzuströmen? Aus dem Wirtshaus kommst, merk' ich! So! da hast einen Denkartel dafür! Und jetzt laß dir sagen, daß sie uns heut' über Nacht die beste Sau im Stall gestochen und fortgeschleppt haben. Die Spur geht über die Steinheide gegen den Kreuzweg und weiterhin hat sie der Schnee verweht. Was willst jetzt, wenn der Fasching kommt, für ein Fleisch essen, möcht' ich wissen! Wo wirst den Speck nehmen! Na, ich sag's: das neue Jahr hebt schön an!“

Jetzt hat der Eberhard sich einen schlichten, zweisilbigen Namen gegeben, hat sich vor die Stirne geschlagen und hat weiter kein Wort mehr gesprochen. Es ist dazumal nicht laut geworden, daß der Eberhard Weisheit in jener Silvesternacht am Kreuzwege seinen Schweinsdieb für das reiche Jahr gehalten hatte und ihn beim Wachwirt mit Wein traktieren ließ. Aber, wenn seither die Rede ist vom Kreuzweg und was man auf demselben für Offenbarungen haben könne, schlägt sich der Eberhard sachte seitab. Nach wie vor hält er der Väter Glauben in Ehren, bleibt in der Silvesternacht aber hübsch daheim und sperrt den Schweinstall zu.



Ein junger Abelsberger in der Residenz.

Ein Junge aus Ober-Abelsberg kam in die Hauptstadt, um zu studieren. Unter seinen Professoren hatte der treuherzige Knabe mehrere Gönner, wovon ihm einer eines Tages für sich und einen Freund zwei Eintrittskarten schenkte. Die Eintrittskarten galten für eine philosophische Vorlesung, welche der betreffende Professor in einem öffentlichen Saale halten sollte. Der junge Student aus dem Dorfe freute sich schon den ganzen Tag auf den Abend der Vorlesung, und sein Kummer war nur der, daß er unter seinen wenigen Bekannten keinen Genossen fand, welcher die zweite Eintrittskarte angenommen hätte. Die Studenten wollten den Abend lieber anderswo zubringen, als den Herrn Professor anhören, dessen Stimme sie ohnehin recht gut kannten.

Als die Stunde kam, ging der wißbegierige Junge nach dem Saale der Vorlesung und war betrübt, daß der Schatz, den er in der Tasche trug, zum Theile unverwertet bleiben sollte. Da sah er an der Gassenecke einen schlichten, anspruchslosen Mann stehen, dem Anzuge nach vielleicht ein Bahnschaffner oder so etwas. Ah, dachte sich der kleine Student, dem kann ich einen Gefallen tun, der ist gewiß froh, wenn er meinen Herrn Professor einmal hört.

„He, Better!“ rief er dem Manne zu, „wenn Sie was profitieren wollen, so kommen Sie mit!“

„Ach bitte!“ entgegnete der andere und ging mit dem Jungen.

Dieser gab an der Pforte die zwei Karten ab, die beiden traten in den Saal. Die Vorlesung begann. Der Student hörte mit Begeisterung zu, in der Hoffnung, all die schönen Worte, die er heute an-



hörte, dereinst in den höheren Schulen auch zu verstehen. Neben ihm stand bewegungslos wie ein Baum der Mann von der Straßenecke. — Das ist ein dankbarer Mensch, dachte sich der Student. — Der Kleine wird vielleicht einen Schützer im Gedränge, einen Begleiter auf dem Heimweg haben wollen, dachte der andere.

Nach der Vorlesung sagte der Junge zu seinem Manne: „Nichts danken, mich freut's, wenn's gefallen hat. Behüt' Gott!“ Und er wollte im Trosse davon.

„Ich bitte,“ warf der andere rasch ein und hielt den Jungen am Arme fest, „ich bekomme neunzig Kreuzer. Ja, neunzig; für die Stunde ist des Nachts sechzig, und anderthalb Stunden bin ich zu Diensten gestanden.“

Der unglückliche, unerfahrene Bursche aus dem Dorfe hatte einen Dienstmann mit in die philosophische Vorlesung gezogen. Geld hatte er keines im Sack. Der Austritt wurde laut; der Junge war sprachlos vor Schreck und Ärger. Der Professor kam und tat, was vielleicht an seiner Stelle noch keiner getan hatte: er entschädigte einem seiner Zuhörer mit neunzig Kreuzern die in der Vorlesung verlorne Zeit.



Eine Abelsberger Heiratsgeschichte.

Die Gallbeizerin zu Abelsberg war mit ihrem ersten Manne bereits fertig geworden, hatte von ihm ein zwei Stock hohes Haus geerbt, und die Kleider. Was kann eine Witwe mit den Kleidern ihres Seligen machen? Sie kann mit den Kleidern ihres Seligen nichts Vernünftigeres machen, als wieder einen Unseligen hineinstecken. Ihren ersten Gatten hatte sie aus Liebe geheiratet, aus Liebe zu seinem zwei-stöckigen Hause. Nun ist es aber nicht wahr, was Poeten sagen, nämlich, daß der Mensch nur einmal liebe. Im nachbarlichen Städtchen Neubrunn lebte ein Kaminfeger, der Wittwer war und nach einer Frau suchte, die ihm bisweilen den Kopf wasche. Dieser Mann hatte sich ein drei Stock hohes Haus zusammengeseggt; was Wunder denn, daß er die Liebe der Gallbeizerin erregte.

Der Bäckermeister zu Neubrunn, ein guter Bekannter der Gallbeizerin und Freund des Kaminfegers, übernahm die Vermittlung und drückte seine Freude darüber aus, daß hier zwei Häuser zusammenkämen, die übereinandergestellt fünf Stock gäben! Bald ging die Verlobung vor sich, zu welcher der Kaminfeger mit musterhafter Sorgfalt allen Ruß von seinem Gesichte wusch, um darzutun, daß er noch fein und glatt und nicht alt sei, und zu welcher die Gallbeizerin ihr Gesicht mit etwas verdünntem Karmin anstrich, um darzutun, daß sie fein und rot und noch jung sei.

Alsobald nach der Verlobung begannen die Vorbereitungen zur Hochzeit, wozu der brave Bäckermeister zu Neubrunn sein möglichstes

tat. Die Gallbeißerin ließ sich ein den fünf Stagen entsprechendes Brautkleid verfertigen; der Bräutigam aber holte sich aus irgend einem hohen Schornsteine eine Lungenentzündung herab und legte sich damit zu Bette. Mittlerweile war das Brautpaar auf den Kanzeln zu Abelsberg und Neubrunn feierlichst verkündet worden; zu Neubrunn nach dem dritten Aufgebote hatten die Kirchenmusikanten sogar mit Trompeten und Pauken einen schallenden „Lusch“ ausgeführt, weil der Bräutigam seinerzeit auf dem Chore mitmusiziert hatte. Der Arzt jedoch war der Ansicht, daß die Hochzeit zu verschieben sei, erstens, weil der Bräutigam noch nicht gesund, und zweitens, weil er todkrank wäre. Man stelle sich den Schmerz der Braut vor, als sie solchermaßen das dreistöckige Haus in Gefahr sah. Sie beschwor den Arzt, alles aufzubieten, um zu retten, was zu retten sei, und sie besprach sich mit dem Bäckermeister, ob nicht der Ehevertrag sofort könnte ausgefertigt werden? was der Meister bejahte und ein Übereinkommen auf Gütergemeinschaft sehr befürwortete. Es geschah, aber der Notar — wie solche Leute schon in allem auf das Umständliche und Verwickelte hinausspielen — schrieb unter den Ehevertrag als letzte Klausel: „Dieser Kontrakt tritt mit der kirchlichen Trauung obgenannten Paares in Gültigkeit.“

Der Tag der Trauung war da, der hochzeitliche Festsaal, Küche und Keller waren bereit, aber der Arzt erklärte die Trauung in der Kirche für unmöglich, da eingetretenen Symptomen nach der Bräutigam nur wenigen Stunden mehr zu leben habe.

„Ist denn nicht ein Stod mehr zu retten!“ winnerte die Braut und sank auf den Lehnstuhl. Bald hernach stürzte sie hin ans Bett

und rief: „Mein Geliebter, mein Einziger, ich will dein Weib oder deine Wittve sein. Noch in dieser Stunde soll uns der Pfarrer trauen!“ Der Kranke faßte gerührt ihre Hand und dankte für ihre Lieb' und Treue. Aber er wisse nicht, ob er das Opfer annehmen dürfe.



Es sei kein Opfer! rief sie, und auch der Bädermeister legte sich ins Mittel, daß der Kranke den Willen zur Trauung im Bette gebe und somit der Herzenswunsch beider erfüllt werde, es gehe dann aus, wie Gott es wolle.

So wurde, da alles so weit gediehen war und keinerlei Hindernisse mehr obwalteten, die Trauung „einfach und würdig“, wie die Gallbeißerin es wünschte, am Krankenbette vollzogen. Die Hochzeitsgäste, an der Spitze der Bäckermeister und die Braut, begaben sich hierauf vom Krankenbette weg in den Gasthof zum Festmahle, bei welchem es gar heiter herging, die Braut viel mit Wein geehrt und sogar der Sterbende leben gelassen wurde.

Sie waren gerade beim Schaumwein, den der noble Bäckermeister beige stellt hatte und bei welchem wieder wacker angestoßen werden sollte, als die Nachricht kam, der Bräutigam sei ruhig im Herrn entschlafen.

Die Braut weinte eins und dachte bei sich: Ach, was bei solchen Gelegenheiten die Zeremonien lästig sind!

Am andern Morgen, während auf dem Turme die Totenglocken klangen, bestieg die Gallbeißerin tränennassen Auges ihr ererbtes Haus bis in den dritten Stock. Den an Zins rückständigen Parteien der Dachkammern kündete sie die Wohnung, dann stieg sie, getragen von dem Nimbus des Schmerzes wieder zur Erde nieder.

Am Haustore erwartete sie der Bäckermeister, noch ein bißchen übernünftig, aber nichtsdestoweniger nüchtern. Er zog sie mit zurück in den Flur, er habe mit ihr eine kleine Angelegenheit zu besprechen.

Es wäre wohl allzufrüh, an diesem Tage schon! kispelte sie, das Auge zu Boden schlagend. Er aber meinte, es gebe Angelegenheiten, die nicht früh genug ins reine gebracht werden könnten. Er sei von jeher ein Mann der Ordnung gewesen, und auch sie, die Gallbeißerin

kenne er von dieser höchst ehrenwerten Seite. Er habe — und damit zog der Bäckermeister ein Papier aus der Tasche — einen Schuldbrief in der Hand, nach welchem er vor einundzwanzig Jahren dem Kaminfegermeister Ignaz Kraker, nunmehr ihrem seligen Vatten, eine Geldsumme geliehen habe, diese Summe sei im Laufe der Zeit durch den vereinbarten Zinsfuß auf mehr als fünfundzwanzigtausend Gulden angewachsen. Dieses dreistöckige Haus sei unter Brüdern kaum sechzehntausend Gulden wert, ein anderes Vermögen sei nicht da, und es freue ihn — den Bäckermeister — daß sein ehrenwerter, nunmehr heimgegangener Freund vor seinem Tode noch einen so schönen Ausweg gefunden habe, seiner Pflicht gerecht zu werden. Er sei überzeugt, die Witwe werde das Andenken des Verstorbenen dadurch ehren, daß sie — wozu er bereits die amtlichen Wege betreten habe — ehebaldigst den von ihrem Eheherrn unterzeichneten Schuldschein einlöse. In neue Schulden wolle er sie nicht stürzen, sondern erkläre sich in Gottesnamen mit den beiden Häusern für zufriedengestellt.

So sagte er, der Schuldbrief war nicht abzuleugnen, und nun kamen für die Gallbeizerin Tage des wirklichen Schmerzes.

Es wäre unerquicklich, ihre gewaltigen Bornausbrüche wiederzugeben, sie führten auch zu nichts. Die beiden Häuser mit den fünf Stockwerken fielen dem Bäcker zu, der diese Heirat schlau nur veranstaltet hatte, damit sich das Vermögen des Kaminfegers vergrößere und somit er zu seinem Gelde gelange.

Die Welt war von jeher schlecht und ist in Abelsberg und Neubrunn nicht besser, als anderswo. Die Gallbeizerin hat daher zum Schaden auch noch den Spott. Der Erzähler wünscht ihr nichts

Schlechtes, sagt aber das: Wem auf dieser Erde das Geld die Hauptsache ist, der findet kein Glück und ist auch keines wert. — Der Bäckermeister soll's auch bedenken!



Der Abelsberger Bassgelgenkrieg.

Auf dem sehr finstern Dachboden des Wirthshauses von Ober-Abelsberg, unter anderen staubigen, rostigen und wurmstichigen Überbleibseln vergangener Jahrhunderte, ruhte eine alte, braun angestrichene, und dennoch wurmstichige Bassgeige. Man wußte nicht, woher sie kam, man wußte nicht ihr Geburtsjahr, und an ihrer Wiege war es gewiß nicht gesungen worden, daß sie dereinstmalen auf dem sehr finstern Dachboden des Wirthshauses von Ober-Abelsberg erbärmlich sollte verderben.

Die letzten Jahre her hatte diese Bassgeige zuweilen noch ein Lebenszeichen von sich gegeben. Flatterte eine Fledermaus über sie hin, oder huschte ein ander' Mäuslein über ihre Saiten, gleich hub sie wie ein geschwätzig Weib an, ihren Lebenslauf zu erzählen und Lieder zu singen aus den schönen Zeiten ihrer Jugend. Später brummte sie nur noch, wenn der Wind im Dache sauste; seitdem ihr aber die Mäuse alle Saiten abgenagt hatten, lag sie klang- und klage-los in Moder und Staub.

Gerade unter diesem öden Dachgeschoße lag der Tanzboden. Wie

pfiffen da oft die Pfeifen und geigten die Geigen, daß alle Hunde des Dorfes aus Wonne anhuben zu winseln und die Trommelfelle der Tänzer hundertfach durchlöchert wurden von den scharfen, nabelspitzigen Tönen. Aber keiner hatte geahnt, wie nahe das Mittel war, das mit einem wohlwollenden Gebrumme die Mißstimmung ausglich.

Die lieben possierlichen Notschwänzchen nisten nicht ungern in altem Gerümpel, und so ist unter dem Geschlecht dieser Vögelchen auch ein musikalisches Paar gewesen, das sich in unsere still verlassene Waszgeige eingemistet hatte. Dieser Umstand lenkte die Aufmerksamkeit des kleinen Wirts-Friedl — der ein passionierter Vogelfreund war — auf das alte Instrument, so im Dachgeschoß des Hauses ruhte; und eines Tages hub der Junge mit dem Ding ein Staubaufwirbeln und Herumzerren an und störte den Hausfrieden der Notschwänzchen, und nicht lange hernach kollerte er mit der Waszgeige zur Bodensiege herab.

Die Geige war den Abelsbergern wie vom Himmel gefallen und es kam der Tischler und leimte die Sprünge und Löcher zu, und es kam der Schulmeister mit der großmächtigen Brille und zog Saiten auf, und als der Abelsberger Jahrmarkt kam, siehe, da brumnte im Vereine mit den Pfeifen und Gesängen das altherwürdige Instrument dem Kirchenpatron seine Verehrung. Es war ein wiedererwachtes Leben — es war eine große ungeteilte Freude in Ober-Abelsberg.

Und wie es an so Jahrmärkten schon ist, nach dem Gottesdienst ging alles ins Wirtshaus und auf den Tanzboden; da blieb die Waszgeige nicht zurück. Bringt es schon der Herr Pfarrer zuweg, daß er

Vormittag den Wein aus dem Kelch trinkt und Nachmittag aus dem Krug, so weiß es auch eine altehrwürdige Baßgeige einzurichten, daß sie vormittags Kirchenlieder jodelt und nachmittags Ländler und Walzer. Und wenn sie schon vormittags in Ehrfurcht gesungen hatte, so ließ sie nun im Wirtshaus manchen Suchton über den Sattel springen, daß schon all die Hölcke flogen und die Hosen flatterten.

Und so war es nun jahrelang gewesen, daß die Baßgeige den Kirchenchor und den Tanzboden versorgt hatte, bis einmal bei einer mächtig lustigen Hochzeit die heißblütige Braut vom Tanzen zum Umfallen erschöpft, hin auf die Baßgeige sank und ihr den Bauch einfaß. Da hat die Geige wohl gottsrechttschaffen gebrummt.

Aber das war ihr letztes Brummen gewesen für lange Zeit. Erst nach Jahren war es wieder, daß die Ober-Abelsberger sagten: „Wir haben ja keinen Baß nicht, wir müssen der Alten den Bauch flicken lassen.“ Hierauf kam wieder der Tischler mit dem Leim und der Schulmeister mit den Saiten und mit dem Fiedelbogen, und da hing dieser einen wegen der Himmel über Abelsberg voller Geigen.

Nun kam aber eine Zeit über die Welt, die groß und vielbedeutend geheißn wird von hellgeistigen Männern, die aber nichtsdestoweniger manches Dorf zu einer wahren Narrengemeinde gemacht hat. Wenn es früher in so einem Orte gutmütige Bauern und ehrsame Handwerker und ein paar bärbeißige Amtmänner und ein paar wohlgenährte Priester und ein paar zaunmarterdürre Kirchenbediener und Betschwestern gegeben hat, so trotteten jetzt nur mehr „Liberale“ und „Klerikale“ über die Dorfstraße. Es gab keine anderen Leute mehr, und wenn z. B. die „Liberale“ männlich und die „Klerikale“ weiblich gewesen

wären, so wäre die Sache bigott leicht geschlichtet gewesen; so aber bestand eine Kluft zwischen Freund und Freund, zwischen Gevatter und Gevatterin, zwischen Vater und Sohn, zwischen Gatten und Gattin, zwischen Pfarrer und Amtmann, und was sehr vielsagend ist, zwischen Kirche und Wirtshaus.

Man hätte meinen sollen, die altehrwürdige Waßgeige, als ein beiden Theilen und allen gemeinsames Gut, wäre hier das versöhnende Moment gewesen; au contraire, wie die Gebildeten von Abelsberg sagen, die Geige wurde der Gegenstand eines hitzigen, tiefgreifenden Krieges. Der Schulmeister spielte auf dem Chore mit dem Fiedelbogen nicht mehr. Da schickte der neue Regenschori — der nicht bloß unter der Fahne der „Klerikalen“ stand, sondern sogar der Fahnen-träger selbst war — in das Wirtshaus, um die Waßgeige von ihrem Aufbewahrungsorte zu holen. Aber da hub der Wirt statt der Waßgeige zu brummen an: die Geige gehöre den Liberalen; der Tischler habe einstmalen daran geleimt und der Tischler sei liberal; der Schulmeister habe die Saiten aufgezogen und der Schulmeister sei jetzt liberal; im Wirtshause, wo sie aufgefunden worden, sei ihr Hort gewesen und das Wirtshaus sei — man sehe es ja doch an der aufliegenden Zimmermannschen „Freiheit“ — liberal. Waszen sei die Waßgeige liberal mitfamt dem Fiedelbogen.

Auf das hin brauchte sich der Pfarrer für den nächsten Sonntag keine Predigt aus dem Evangelienbuch zu zitieren. Die Waßgeige war der Gegenstand seiner Betrachtung. Mit einer heiteren Pointe hub der Mann an: Vor Jahren, da die Waßgeige aufgefunden worden, habe alles gesagt, die Waßgeige sei den Ober-Abelsbergern vom Himmel

gefallen. — Demzufolge sei sie klerikal. In der Kirche habe sie zum erstenmal getönt. Der Schulmeister habe sie in Kirche und Wirtshaus gespielt, und der Schulmeister war dazumal klerikal. Und wenn noch die Braut erinnerlich wäre, die einstmalen der Geige den Bauch eingesseffen habe, so sei darauf zu bemerken, die Braut sei heutzutage die Frau des Kirchendieners. Und wenn er — der Pfarrer — endlich behaupte, das Instrument sei seinerzeit für die Kirche angeschafft worden, so werde keiner sein im Orte, der das Gegenteil beweisen könne, und die Bassgeige sei somit klerikal und gehöre ein- für allemal den Klerikalen.

Die Gründe des Herrn Pfarrers waren drastisch, nur schade, daß kein einziger Liberaler in der Predigt gewesen. Die Liberalen saßen im Wirtshause und sangen kecke Trinklieder, und die Geige gab den Bass dazu. Da dachte sich eines Abends der Herr Kaplan: Wozu so lang mit Worten fechten, so laßt uns endlich Thaten sehn! — und schlich durch Nacht und Nebel in das Wirtshaus und entführte die Bassgeige in den Pfarrhof.

Von nun an bekam die Sache einen rasch handelnden Gang. Die Liberalen gingen aufs Bezirksgericht und strengten eine Klage an gegen den Pfarrer wegen Aneignung unrechtmäßigen Gutes. — „Albernheiten!“ sagte das Bezirksgericht, „so einer alten Bassgeige wegen kommt eine ganze Gemeinde in Harnisch. Geht heim und versöhnt euch friedlich.“ Und die Liberalen gingen heim und trugen die Bassgeige zurück in das Wirtshaus.

Hierauf gingen die Klerikalen zum Dechant und beklagten sich wegen räuberischer Eingriffe in ihr Besitztum. Der Dechant sagte,

sie sollten nur nicht nachgeben, sollten zum Bischof gehen, einstweilen aber die Waßgeige wieder in den Pfarrhof zurücktransportieren. Sofort verschwand die Geige wieder aus dem Wirtshaus. Da gingen denn die Liberalen zum Landesgericht. „Geht, schert euch nicht,“ sagte das Landesgericht, „verschenkt den Scherben!“ — „Aber es handelt sich nicht mehr um die Waßgeige, es handelt sich um das Recht, um die Ehre!“ sagten die Ober-Abelsberger. Aber das Landesgericht wies sie ab. So waren sie auf Selbsthilfe angewiesen; sie stürmten den Pfarrhof und eroberten die Waßgeige wieder zurück in das Wirtshaus.

Nun begaben sich die Klerikalen zähneknirschend zum Bischof. „Ja, meine Lieben,“ sagte der Bischof, „nur standhaft sein. Haben sie nur erst die Waßgeige, so nehmen sie euch auch die Orgel, und haben sie diese, gehört auch das Chor ihnen und sie rauben euch zuletzt die Kirche mitsamt dem Turm. Ich allerdings kann nichts für die Sache tun, aber steht nur männlich selbst dafür ein.“ Männlich selbst dafür einstehen, das hieß: die Waßgeige aus dem Hintertürchen des Wirtshauses wieder in den Pfarrhof schleppen.

So geschah es. Da machten sich die Liberalen auf und begaben sich mit schwarzen Röcken und weißen Krawatten — weiß Gott! — zum obersten Gerichtshof. Der wußte schon von der Geigengeschichte und ließ die Deutchen gar nicht vor. Jetzt kam es auf nichts Geringeres an, als des Pfarrers Ruhmagd zu bestechen, daß diese die Köchin bestehe und ihr den Schlüssel zur Kumpelkammer entlocke.

Und nach wenigen Tagen, als der Pfarrer und der Kaplan breviretend am Wirtshause vorübergingen, hörten sie drin johlen und tanzen und die wohlbekannte Stimme der Waßgeige.

Setzt luden sie alle Parteigenossen zu einer Versammlung ein und beteten um Erleuchtung. Und als sie gebetet hatten um Erleuchtung, da hielten sie Rat und beschloffen einstimmig, eine Deputation zum heiligen Vater zu senden, auf daß durch des Statthalters Christi Wink die Bafzgeige der Kirche erhalten bleibe.

Die Liberalen hielten auch eine Versammlung und stärkten sich dazu mit dem edlen Saft der Gerste. Und als sie sich gestärkt hatten mit dem edlen Saft der Gerste, da hielten sie Rat und beschloffen: Gehen die zum Papst, so gehen wir zum Kaiser!

Nach wenigen Wochen zogen zwei Deputationen von hinnen, die eine gen Rom, die andre gen Wien

Die alte, arme Bafzgeige aber lehnte in einem einsamen Winkel des Wirtshauses und — war tief verstimmt über den närrischen Haber, dessen unschuldige Ursache sie war, und der entzweierend und zeretzend selbst in die Familien eindrang und den Wohlstand der Gemeinde ernstlich gefährdete. — „Ach,“ so seufzte sie oft, „wäre ich wieder oben unter dem Dache und nisteten in mir wieder die friedlichen Vögelein — wie wäre mir wohl!“

Zur selbigen Zeit war es, daß ein Zigeunerschwarm durch das Dorf kam und bettelte und stahl, und den lustigen Bauern Musik machte im Wirtshaus. Ein alter Zigeuner war dabei, der hatte mehr Runzeln im Gesicht, als er all sein Lebtag schon Stuhlrichterprügel bekommen haben mochte, aber kohlschwarze Augen und einen kohlschwarzen Bart. Der sah die Bafzgeige lehnen im Winkel und hub sie an zu streichen. Da horchten die Ober-Abelsberger auf — jetzt erst hörten sie, wie eine Bafzgeige klingt! Jetzt erst nickten sie die

Köpfe und lispelten: „Ist nicht ohne, der Ober-Abelsberger Geigenkrieg!“ Das Blut wurde ihnen heiß bei der absonderlichen Musik, zu tanzen huben sie an, die Männer und Weiber, die Liberalen und



Meritalen, alles durcheinander — toll zu tanzen huben sie an. Der alte Zigeuner spielte, und schmunzelnd ließ er seine dürren Finger über die Saiten der alten Geige zucken, und der Fiedelbogen spritzte süßigstige Töne aus. Ganz schauerhaft wurde in derselben Nacht getanzt und getrunken, und

ehe noch der Morgen graute, lagen die Ober-Abelsberger unter Tischen und Bänken und in den Winkeln herum — Männer und Weiber, Liberale und Klerikale — alles durcheinander.

Die Zigeunerbande aber war in Nacht und Wind davongezogen, und — was der Papst und der Kaiser auch gesagt haben mögen — die altehrwürdige Waßgeige ist von derselbigen Nacht an nicht mehr gesehen worden in Ober-Abelsberg.



Wie Abelsberg bekehrt worden ist.

Sie ist ja allbekannt, die Predigt von Pater Abraham a Santa Clara, in welcher er von der Sünderin Magdalena sprach. „Und auch unter meinen Zuhörern sitzt eine solche Magdalena! Wollt ihr's wissen, welche? Dort! Paßt auf, ich werfe dieses mein Buch nach dem Haupte der Sünderin!“ Er hob zum Wurfe aus; alle weiblichen Zuhörer, alle bukten die Köpfe. — „Was?“ rief der Prediger, „ich hab' geglaubt, es wäre nur eine da!“

Und ein andermal: „Die Jungfrauen der Wienerstadt all: auf einem Schubkarren getraue ich mir sie hinauszufahren!“ Das war denn doch etwas zu viel für die hohen Herrschaften der kaiserlichen Residenz. Der Pater wurde aufgefordert, sein Wort öffentlich zu widerrufen. „Ich widerrufe gar nichts,“ sagte er bei seiner nächsten Predigt, „wie gesagt, auf einem Schubkarren! Ich hab' ja nicht angegeben, wie oftmals ich fahren will!“

Der gute Pater Abraham freilich, der konnte es tun und konnte stets ent schlüpfen, wie es nicht jeder kann, der es will.

Auch der Herr Seelsorger von Ober-Abelsberg wollte ein Pater Abraham sein, denn Abelsberg war auch mitunter schon gar ein lieberlich Nest. — „Bei uns dahier,“ rief er in einer seiner Predigten, „bei uns dahier liegen die Junggesellen und Jungfrauen alle noch in der Wiegen! Auf allen Gassen und Straßen, beim Aufstehen und Wirtshausgehen, bei der Arbeit und bei der Schüssel, beim Rosenkranz bis zum Amen sind Männlein und Weiblein beisammen. Ein wildes Ehebett ist die ganze Gemein', na, da möcht' der Teufel euer Pfarrer sein!“

Rekten sich bei dieser Predigt in den Kirchenstühlen einige Köpfe höher. Der Richter macht schon den Mund auf. — „Ah na,“ denkt er, „in der Kirch' heb' ich keinen Unfried an,“ und duckt wieder zusammen und läßt das Hochgewitter von der Kanzel ruhig über sich ergehen und murmelt: „Schrei' du nur zu da oben und hau' die Faust nur rechtschaffen in die Kanzel 'nein: morgen wirst heifer sein.“

Und als der Seelsorger oben besagtermaßen genugsamlich Scheiter in die Hölle getragen hatte, zündete er den Haufen an, will sagen: machte seinen Zuhörern durch eine schauerliche Darstellung des ewigen Feuers die Hölle heiß. Ein ordentlicher Schwefelgeruch war in der Kirche schon zu verspüren, manches alte Männlein vergoß Angstschweiß und manches alte Weiblein zog seine Beine ein, weil es an den Behen schon die ewigen Flammen zu spüren vermeinte. Und das junge Volk, dem zu Ehren die Predigt eigentlich gehalten wurde,

in die Fäuste sicherte es hinein und unter den Bänken trat es sich einander mit den Schuhspitzen.

Der Herr Pfarrer hatte sich für den selbigen Mittag einen prächtigen Appetit herausgepredigt. Und — ganz wie der Richter berechnet hatte — am andern Tag war der Herr Pfarrer so heiser, als wäre seine Luftröhre über und über mit Wärenpelz ausgefüllert.

Wurde an diesen Tagen einmal ganz besonders höflich an die Thür geklopft. — „Sicherlich wieder so eine verdächtige Kindstauf!“ murmelt der Pfarrer und reißt, weil er zu einem derben „Wer ist's?“ keine Stimme hat, die Thür auf. Wird aber sofort gelassener, als er im Vorhause eine große Zahl von Männern aus seiner Gemeinde erblickt. Alle haben, wie der Herr Pfarrer erschienen, die Hüte eilig vom Kopf gerissen, sind sich mit der flachen Hand mehrmals über das Haupt gefahren, um die allweg widerspenstigen Locken zu glätten; treten hierauf ins Zimmer, und der Ältesten einer hebt an so zu reden:

„Wir haben schon die Grobheit, Hochwürden, daß wir gleich so uneben ins Haus hereinkrachten. Küssen die Hand! — Und was wir halt sagen wollten —“

„Setzt euch, liebe Leute, so viel Sessel zur Verfügung stehen,“ lud der Pfarrer leutselig ein.

„Bedanken uns; mögen schon auch stehen. Und daß wir gleich gradweg reden — der Sonntagspredigt wegen täten wir halt da sein. Gottswahrhaftig, Hochwürden, das ist mal ein wahres Wort gewesen, so recht ein Pfarrherrnwort; sakra 'nein, das hat uns an'griffen. — 's ist wohl richtig, unsere Gemein' ist hundsichlecht über und über, muß eine Veränderung nehmen — wohl, wohl, Hochwürden!“

Der Pfarrer lächelte wehmütig und flüsterte salbungsvoll: „Gott walt's!“

„Das ist gewiß!“ sagte der Sprecher, „und wir Männer sind zusammangestanden und haben gesagt: Und wollt' sich einer schon vor der Hölle nicht scheuen, so kunnt's doch leicht zeitlich einen schlechten Schick haben. Wissen uns eh schon nicht mehr aus mit den ledigen Kindern, die der Gemein' heut in der Schüssel liegen und in Alters- tagen wieder in der Schüssel liegen werden. Und ein Spott ist's auch. Desweg, 's muß eine Veränderung nehmen. — Jetzt, was mich angeht, mich selber, wie ich dasteh', ich verbleib', wie ich bin; tät's nit mehr im stand sein, daß ich in meinen alten Tagen noch ein' Uneh'r' wollt' aufheben. — Und so“ — er wendete sich zu seinen Mitmännern — „redet jetzt ihr eure Sach'.“

Ein stämmiger Bursch trat hervor: „Ich dank' mein Mädel ab, muß eh zu den Soldaten.“

Ein rothbärtiger Geselle: „Mein' Dirn, die lass' ich nit! Aber die Gemein', die duldet uns nit, und wir wandern aus.“

Ein behäbiger Bauer stellte sich vor den Pfarrer: „Ich heirat' die Meine gleich auf der Stell'!“ und trat zurück.

Ein anderer: „Tät' meinen Schatz auch heiraten; kriegen aber nicht die Erlaubnis dazu; untreu werden will ich nicht, jetzt, was fang' ich an?“

„Wie der Will'“, belehrte der Seelsorger, „mußt sie aufgeben, die schlechte Bekanntschaft, mußt schön in Ehrsamkeit leben.“

„Werb's halt einmal probieren“, versetzte der andere und trat zurück.

Ein schwarzer und wildnarbiger Kohlenbrenner schritt herfür:

„Rechtshaffen bedanken muß ich mich für die scharf' Predigt, hätt' sie eh schon lang' gern verjagt, meine Liebste; glaubt Ihr, es wär' gegangen, das Beest? Jetzt aber kann ich ihr bei; dem hochwürdigen Herrn seine Sonntagspredigt halt' ich ihr vor — da läuft sie zuweitest davon.“

Ein Holzhauer sagte: „Ganz lassen werd' ich halt meine Rathel nicht können; 's ist ein blutarm' Ding; daß ich ihr des Sonntags ein Seidel zahl', beim Kirchenwirt, ich sag', 's selb kann mir die christlich' Nächstenlieb' nit wehren.“

„Gewiß nicht,“ antwortete der Pfarrer, „wenn's beim Seidel nur auch bleibt!“

„Und wär's lediglich eine Halbe, weil ich auch mittrink'?“

„Ja, ja, aus der Halben wird eine Ganze!“ rief der Pfarrer, „bete, mein Sohn, nach des Herrn Wort: Führ' uns nicht in Versuchung!“

„Wohl, wohl,“ sagte der Holzhauer, „will schon fleißig beten.“

Ein Bauernknecht schlich heran, walkte den Hut mit beiden Händen und flüsterte: „Wenn's drauf ankommt, Hochwürden, so brauch' ich gar keine, aber zum Waschen und Flicken muß einer wen haben. Und halt auch, daß einer, der kein' Vater und kein' Mutter und kein' Geschwister nit hat, daß er immereinmal doch gern ein Eichel plaudern wollt' mit einem Menschen und gern wen mögen wollt', der ihn ein bissel lieb tät haben.“

Ein alter Bartstrupp humpelte vor: „Und ich auch, Hochwürden, möcht' mich halt bessern. Meine Liebshaft ist auch nichts nuß.“

„Ihr seid ja verheiratet,“ sagte der Pfarrer.

„Das wohl, aber meine Alte, die ist Euch häßlich wie die Nacht



und böß wie eine wilde Katz', und Branntwein saufen tut sie wie ein
Loch, und fluchen tut sie wie ein Husar. Mit so einer zu leben, daß
wird sicherlich eine Tod'sünd' sein."

„Geht mit weg, Ihr seid ein Lästerer!“ rief der Seelsorger.
Torfelte der Alte gegen die Türe.

Ein anderer trat hervor: „Ich hab' zwei, aber ich bring' sie mit weg, ehvor ich sie nicht bezahlt hab', was ihnen gebührt. Aber . . .“ weil der Pfarrer eine gar finstere Miene machte, „ich nehm' 's Geld schon zu leih'n.“

„Ich hab' meiner Tag keine Weibslent mögen!“ krächte ein gelbes Runzelgesicht aus der Menge hervor, „aber weil ich jetzt hör', daß die Sach' gar so groß Sünd' ist, so kunnt eins schier neugierig werden.“

„Na, na, unser Herr Pfarrer hat recht, es muß eine Veränderung geschehen,“ sagten mehrere.

„Ist brav, ist brav,“ versetzte der Seelsorger und reichte ihnen die Hände, „und das ist mir der schönste Tag in meinem Seelsorgerleben. Wie werde ich glücklich sein, einst mit meiner lieben Gemeinde im Unschulds- oder Bußkleide vor Gottes Thron erscheinen zu können!“

Einige wollten sich schon zum Gehen wenden, da trat der erste Sprecher noch einmal hervor und sagte mit fast schüchternen Höflichkeit:

„Hätten wir halt zuletzt eine recht schöne Bitt', hochwürdiger Herr Pfarrer.“

„Nur frisch damit heraus, liebe Kinder, wenn's in meiner Macht steht, von Herzen gern.“

„'s ist halt der Gemeinde wegen,“ fuhr der Redner beklommen fort, „und daß mit Gottes Hilf' ein anderer Geist in die Leut' tät kommen. Daheim im Pfarrhof, selb wollen wir nicht reden, selb ist der Herr Pfarrer sein eigener Herr, aber halt auf der Gasse und beim Spaziergang im Wald, so beim Predigtstudieren — da täten

wir halt wohl schön bitten, daß der hochwürdige Herr Pfarrer die Frau Haushälterin nit wollt' mituehmen."

Hab' früher zu sagen vergessen, daß der Pfarrer von Ober-Abelsberg ein leidenschaftlicher Schnupfer war; er zog jetzt die Dose hervor und nahm drei, vier Prisen hart hintereinander und bot hierauf jedem die offene Dose hin. Und jeder tunkte höflich seine Finger ein und schnupfte, und jetzt brach ein Niesen los von allen Seiten. „Helf Gott! Helf Gott!“ riefen sie einander zu. Und der Pfarrer sagte: „Helf' uns Gott allen miteinander!“



Eine Abelsberger Katze.

Im Pfarrhofe zu Abelsberg bei Tische saßen immer ihrer drei. Der Pfarrer, die Katze und der Kaplan. Besteck hatte die Katze keines. Sa, hätt' ich ihre scharfen Zähnen, wollt' nicht fragen nach Messer und Gabel, und ihr zartes, langes Zünglein ist brauchbarer als wie der feinste Silberlöffel. Am liebsten saß sie dem Pfarrer auf dem Schoß, wo der Lalar stets ein rechtes Grüblein machte; saß nicht ungern auf dem Tisch, am Rande des Tellers; befoctete zuweilen auch die gemeinsame Schüssel, ob wohl in Salz und Schmalz das richtige Verhältnis obwalte, wie es die geistlichen Herren am liebsten hätten. Und war dieses richtige Verhältnis da, so aß sie sich fürs erste selbst ohne alle Umstände satt.

Der Pfarrer hatte seinen rechten Spaß mit dem possierlichen Wesen, ja hing mit Freundschaft an demselben und schob ihm nicht die schlech-

testen Bissen zu, gar mitunter solche, auf die bereits schon der Kaplan ein Auge geworfen hatte.

Nach einer Weile ereignete es sich, daß der Pfarrer auf einige Zeit verreiste. Der Kaplan hatte mittlerweile Gemeinde- und Hauswesen zu verwalten — tat's auch mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit. Aber eins wollte er dieweilen vollführen; gegen den Liebling des Pfarrers, der keine Messe las, keine Predigt hielt und keine Sünden vergab und im Pfarrhose doch mindestens so gut, wenn nicht besser gehalten wurde, als der Kaplan — gegen die Katze schmiedete er Pläne. Aber ihm waren die Hände gebunden — wenn der Herr nach Hause kommt, wird sein erster Blick in den Bettwinkel sein, wo der Liebling seine Wohnstatt hat.

Gibt es denn aber kein Mittel, das graue Unwesen für immer vom Tische fern zu halten? Nach dem Krucifix, das über dem Tische an der Wand hing, glitt des Priesters bedrängter Blick. An demselben Tage fiel ihm eine kleine Hundspeitsche ins Auge, die beim Sattlermeister im Auslagkasten lehnte. Da kam ihm plötzlich die Erleuchtung. Er kaufte die Peitsche, und als es Essenszeit war und er sich allein zum Tisch setzte, kam wie immer die gute Katz' herbei. Der Kaplan nahm salbungsvoll das Krucifix in die rechte, die Hundspeitsche in die linke Hand — hielt ersteres der Katze vor und mit der letzteren — schwaps! ging's über des Tierleins Rücken. Mit einem Satz war die Katz' davon.

Aber bei der nächsten Mahlzeit erschien sie wieder. Der Priester nahm in die Rechte das Krucifix, in die Linke die Peitsche und tat wie das erste Mal. Gusch war sie weg.

Ein drittes Mal nahte sie schon mit einigem Zagen, aber sie nahte, und der Kaplan tat wie das erste und das zweite Mal.

So ging's etliche Tage fort. Da kam der Herr Pfarrer heim recht froh und heiter, daß wieder alles in Ordnung ist, setzen sie sich zu Tische und die Gottesgab' läßt nicht warten.

„Aber wo ist denn mein Kätz?“ fragt der Pfarrer.

Lugt auch der Kaplan um. „Dort hinter dem Ofen hocht's ja.“

„Merkwürdig, daß es heute nicht zum Tisch kommt!“

„Wirklich, Herr Pfarrer, das nimmt mich auch wunder. Ich merke schon seit ein paar Tagen so etwas. Mir fiel es sogar schon ein, was die Leute sagen — mag aber nicht dran glauben.“

„Die Leute?“ meint der Pfarrer, „was sagen sie denn?“

„Nein, ich glaub's nicht. 's ist so ein abergläubisches Geschwätz, nur daß man davon spricht. — So eine Raß', sagen die Leute, wenn sie altert, tät' eine Hex' werden und sich keinem Kreuzifix in die Nähe getrauen.“

„Papperlapapp!“ sagt der Pfarrer.

„Na, versteht sich. Ein Altweibergeschwätz.“

„Ist nur um ein Probieren zu tun,“ meint der Pfarrer, „na, Kätzle, komm, komm her zu mir!“

Dieser trauten Einladung vermag das Tier nicht zu widerstehen, es naht und steigt dem Herrn auf den Schoß. Der Pfarrer langt nach dem Kreuzifix, aber kaum die Raße dieses in seiner Hand erblickt und ein inneres Gesicht hat von einem andern Gegenstand, ergreift sie in wilder Hast die Flucht.

Die beiden Priester blicken sich lautlos an.

„Merkwürdig!“ sagt der Pfarrer endlich.

„Seltsam!“ entgegnet der Kaplan.

„Wenn's so ist, muß ich das Vieh aus dem Haus tun,“ sagt der Pfarrer.

„Das wäre jammerschad!“ versetzt der Kaplan.

Bald war die Kaze beim Abbecker. Aus ihrer Haut wurden Hundspießchen geschnitten.



Zu Abelsberg wieder wer geworden.

Eine junge Witwe aus Schlesien war eingewandert, hatte sich in der Nähe von Abelsberg einen schönen Bauernhof gekauft und war Großhofbäuerin.

Zu dieser Großhofbäuerin kam eines Tages ein Kleinhäusler aus der Gegend, ein junger, hübscher Mann. Der setzte sich in der Vorlauben auf eine Bank und wartete, bis ihn wer ansprach.

Wartete nicht lange, so kam die Großhofbäuerin aus der Stube und fragte ihn, ob er auf jemanden warte.

„Ach na,“ sagte der junge Mann, „Großhofbäuerin, ich bin wieder wer geworden.“

„Was bist?“ fragte die Bäuerin.

„Wieder wer geworden bin ich,“ antwortete er.

„Ich weiß ja gar nicht, wer du sonst warst oder bist,“ sagte die Bäuerin.

„Ich bin nicht gar viel,“ sagte er, „ich bin sonst der Leichgräber Franzl, und heut nacht bin ich wieder wer geworden. Jetzt weiß ich mir halt nicht zu helfen und weiß nicht, wo ich hingehen soll.“

Da entgegnete sie: „Wenn du — wie du sagst — wieder wer geworden bist und du weißt sonst nirgends hinzugehen, so kannst ja bei mir bleiben. In so einem Hof hat man fortweg Leute vonnöten, die wer sind.“

„Es ist wohl recht hart,“ meinte hierauf der Franz, „wenn man wieder wer geworden ist und man hat keine Seel', an die man sich halten könnt'.“

„So halte dich an mich,“ sagte die junge Bäuerin, „bist wer und

stellst deinen Mann, so werden wir uns leicht verstehen. Nur nicht so verzagt sein! Schau' mich an einmal!"



„Wär' schon recht das —“

„Kannst gleich in Dienst treten, wenn du willst. Ich brauche just einen fernigen Knecht — bis ein Bauer im Hause ist.“

„Wär' schon recht,“ meinte der Franzl, „aber halt mein Weib —“

„Ja, bist denn verheiratet?“ rief sie.

„Na,“ sagte er, „heut nacht bin ich wieder wer geworden.“

„Da bin ich mir zu dumm,“ rief die Bäuerin ärgerlich, „das verstehe ich nicht. Traubel, geh her zu dem, vielleicht bringst du's heraus, was es mit dem ist.“

Die Küchenmagd kam herbei und sagte: „Mit dem da? Das weiß ich schon, was es mit dem ist. Mit dem ist es eine harte Sach'.“

„Wesweg denn?“

„Aber er hat's ja gesagt, Bäurin, und er sagt's ja.“

„Daß er wieder wer geworden ist, sagt er.“

„Nun also, Bäurin?“

„Ist das denn eine harte Sach', wenn man wieder wer geworden ist?“

„Ich kann mir's denken,“ versetzte die Magd, „und die Bäurin sollt's beiläufig wissen, wie hart es sein kann, wenn einer Witwer geworden ist?“

„Witwer? Wer ist Witwer?“

„Aber jetzt muß ich schon lachen, Bäurin,“ rief die Küchenmagd, „da steht er, der Witwer. Heut nacht ist ihm sein Weib verstorben.“

„O weh!“ sagte die Großhofbäuerin; „ja, Franzl, warum hast du das nicht gleich gesagt? Warum denn nicht gleich, Franzel?“

„Er hat's ja schon zehnmal gesagt!“ rief die Magd.

Die Großhofbäuerin hat nämlich nicht Abelsbergerisch verstanden. Aber der Häusler Franz hat nachher besser sprechen gelernt. Er ist nun wirklich wieder wer geworden — er ist Großhofbauer geworden.



Ein Abelsberger Heutrog.

Der Kreuzhäusel-Hans war arm daran, war alles schuldig bis auf seine neun Kinder. Das Häusel und das Vieh waren ihm schon versteigert worden, und jetzt ging's an den Stall.

Der Nachbar Türken-Sepp nahm's zeitig wahr. „Du,“ sagte er zu seinem Schwager, dem Baumzapfer-Lenz, „morgen wird zu Ober-Abelsberg der Kreuzhäusel-Stall versteigert; möcht' gern dabei sein, muß aber morgen ins G'reut hinüber; ist dort ein spottwohlfeiler Schimmel zu kaufen. Hab' die Gutheit, Schwager, und geh' zur Versteigerung, und wenn der Heutrog — 's ist ein nagelneuer Trog, der mir just will passen — wenn der an die Reih' kommt, so biete für mich mit. Gelt, ich kann mich verlassen?“

„Freilich, das ist gewiß,“ beteuert der Lenz, „recht gern, daß ich für dich mitbiete.“

Aber auf dem Heimweg denkt sich der Lenz: ein spottwohlfeiler Schimmel wär' zu haben drüben im G'reut? Ei, den geh' ich mir holen morgen in aller Früh. Aber der Heutrog? — Da begegnet ihm sein Gebatter, der Spitzborsten-Toni. „He, Gebatter,“ ruft ihm der Lenz zu, „könntest mir einen großmächtigen Gefallen tun, morgen über Tags. Des Kreuzhäusel-Hans Stall wird versteigert; bist gewiß auch dabei. Ich möcht' für einen guten Bekannten den Heutrog haben — ein nagelneuer Trog. Wolltest mir hübsch keck mitbieten darum!“

„Mein Gott, von Herzen gern, und das macht mir ja gar keine Müh' und Plag,“ meint der Toni; und der Lenz ist seiner Sorge

enthoben und macht sich des andern Morgens zeitig auf den Weg in das G'reut, um, noch ehe der Türken-Sepp sich einfindet, den spottwohlfeilen Schimmel zu kaufen.

Mittlerweile aber hat der Türken-Sepp erfahren, der Schimmel sei nicht mehr zu haben. So kann er sich bei der Versteigerung ja leicht selber einstellen und braucht den Lenz nicht zu belästigen. Doch, nun sieht er's, auf den Schwager ist kein Verlaß — gar keiner; der Baumzapfer-Lenz ist bei der Versteigerung gar nicht zu sehen. Dafür aber ist — als die Reihe an das bewußte Einrichtungsstück kommt — der Spitzborsten-Toni wie veressen auf den Trog. Der Toni hat das nagelneue Prachtstück bereits von drei auf sieben Gulden hinaufgetrieben.

„Achti!“ ruft der Türken-Sepp.

„Neuni!“ sagt der Spitzborsten-Toni.

Da beißt sich der Sepp in die Zunge. „Zehne!“ versetzt er bissig.

„Elfi!“ ruft der Toni und denkt: Ich zahl's ja nicht, der Trog kommt für meines Gevatters Bekannten.

Der Starrschädel! flucht der Sepp bei sich selber, den tauch' ich noch nieder; der Türken-Sepp darf nicht zu Schanden werden. „Zwölfi!“ schreit er.

„Dreizehni!“ brüllt der Toni.

„Vierzehni!“ der Sepp. Beide sind in der Hitze — Fünfzehni! — sechzehni! — siebzehni! — Alles lacht über die beiden Troglöpsche, die um den Heutrog kämpfen.

— Achtzehni! — neunzehni! —

„Zwanzig Gulden! Fixfaser noch einmal!“ schreit der Sepp.

„Einundzwanzig!“ stöhnt der Toni.
„Auch gut,“ denkt sich der Türken-Sepp, „bei dem laß' ich ihn;
jetzt sitzt er in der Wolle.“



„Einundzwanzig zum ersten!“ ruft der Beamte, „zum zweiten! —
zum drittenmal!“

Der Hammer fällt. Der Toni hat den Heutrog.

„Du Narr!“ lacht alles, „der Kloß ist nicht fünf Gulden wert.“
Der Türken-Sepp sichert noch am meisten darüber, daß der Partner
aus reiner Prahlsucht in die Falle gegangen.

Zur selben Stunde reitet der Baumzapfer-Lenz auf seinem er-

standenen Schimmel herbei. — „Gevatter!“ ruft ihm der Toni zu, „ich hab' keck mitgeboten, da ist der Heutrog.“

„Ist mir rechtschaffen lieb,“ sagt der Lenz, „komm, Schwager Sepp, bist ja auch da; gleichwohl ich selber hab' ins G'reut hinüber müssen, ist dein Willen getan worden; mein Gevatter, der Spizborsten-Toni, hat die Gutheit gehabt, hat für dich den Heutrog erboten.“

Da wird dem Türken-Sepp übel bis in die Leber hinein; jetzt hat er sich selber gesteigert, hat mehr denn vierzehn Gulden aus seinem eigenen Beutel herausgeschrieen.

„Mach' dir nichts draus!“ rief der Toni lachend, „Sepp, der Heutrog ist was für dich, bi Gott, für dich selber!“

Der Türken-Sepp fluchte hinein in den nagelneuen Trog. Die Leute lachten gewaltig. Der Kreuzhäufel-Hans, der arm' Tropf, lachte noch am meisten.



Der Korbflechter von Abelsberg.

Es ist immer gut, wenn der Mensch zweierlei Handwerk kann. Und besonders gut für einen Leichgräber, wenn er sich auch ein wenig aufs Korbflechten versteht; denn der Leich ist im Winter gefroren, aber die Körbe lassen sich in der warmen Stube flechten, und des freut sich der Leichgräber von Ober-Abelsberg.

Die böse Welt sagt freilich, er hätte das Körbemachen von den Weibsleuten gelernt, die ihn mit derlei Ware einstmals reichlich ver-

Die Abelsberger Chronik.

sorgt haben sollen. Nun, jeder Mensch hat seinen Teil Spott zu tragen, und wenn einer ein doppelter ist, nämlich Leichgräber und Strohflechter, so gebührt ihm der doppelte Spott, maßen doch die Welt damit allemal freigebiger ist, als mit der Ehre. Und ich vermute, diese Geschichte hat ebenfalls nichts Gutes im Sinne.

Kam einst der Bauer von der Lärchlehd herüber und fragte in. Häuschen des Leichgräbers höflich an, ob der Mann auch Kohlenkrippen flechten könne oder ob zu diesem Geschäfte eine besondere Wissenschaft dazu gehöre.

„Zu einem Kohlenkrippenflechten gehört mancherlei dazu, vor allem aber recht viel Weiden,“ antwortete der Leichgräber in seiner vernünftigen Weise, „bringst du mir die Weiden ins Haus, so kannst du in acht Tagen die Krippen haben.“

Der eine tat's, und der andere hielt Wort. Er ließ sich in seiner Stube warm einheizen, damit die Weiden weich blieben und die Finger nicht steif wurden — denn es war scharfer Winter — er erwog Weite und Tiefe, schnitzte die Fächer, stellte das Schragwerk auf und begann zu flechten. So eine Kohlenkrippe, wer sie kennt, ist nichts Kleines! Sie ist berechnet, auf einen vierräderigen Unterwagen gestellt zu werden und so viel Holzkohlen zu fassen, als zwei Pferde vom Fleck bringen können. Da gehört schon Schick und Fleiß dazu, in einer Woche eine solche Krippe! Und der Flechter hatte einige Angst, ob er sein Wort wohl werde einlösen können.

Weil er ein gemüthlicher Hans war, der Flechter, so blieb er bei seiner Arbeit nicht lange allein. Es kamen die Nachbarkinder zu ihm, es fanden sich auch Erwachsene ein, die ihre Pfeife rauchten, der

Flechterei zuschauen und ihren Spaß hatten, wenn der Mann recht lustige Schwänke erzählte.

Der Jugend gegenüber war er stets lehrhaft gestimmt und erzählte diesmal aus Anlaß der Krippe die Naturgeschichte der Weiden, die gerne am Bache wachsen und recht tüchtig hin und her webeln, wenn der Wind geht. Dann sprach er von den Holzkohlen, daß dieselben aus Holz gebrannt würden, gleichsam wie die Ziegeln aus Lehm, daß sie dann der Schmied zum Eisenmachen brauche, daß der scharfe Schnitzger, mit dem er hantiere, ohne Kohlen nicht hätte zustande kommen können, daß es daher recht und billig sei, daß der Schnitzger jetzt mithilfe, den Kohlen eine neue Krippe zu machen, weil die Dankbarkeit eine Tugend und Bier sei aller Kreatur. — So wird dem Weisen auch das einfache Handwerk zu einer Quelle der Weisheit. Den Erwachsenen gegenüber war er der Humorist, erzählte die Schwänke vom baumlangen Hansel, von dem Eulenspiegel oder „Eigenspiegel“, wie er sagte, von den sieben Schwaben auch, zum Exempel, wie sie ein Haus bauten, bei dem sie vergaßen, Fenster zu machen, so daß sie das Licht in Säcken hineinbringen mußten, und dergleichen.

Dabei wurde viel gelacht, aber der Korbslechter erklärte, es sei in solchen Sachen viel Wahrheit drin, und die sieben Schwaben wären noch nicht ausgestorben, selbst in Abelsberg seien etliche Nachkommen derselben zu finden, so die Turmbauer von Abelsberg, welche das Geld, aus dem ein zweiter Kirchturm hätte erbaut werden sollen, vertranken, worauf sie den einen Turm doppelt gesehen; oder der Türken-Sepp, der sich bei einem Heutroglauf aus Irrung durch einen zweiten selber gesteigert hat; oder der Amtmann, der den Schulmeister ein-

sperrern ließ, weil der Gutsherr geschrieben, er wolle diesmal sein Namensfest durch ein großes Essen feiern, woran sich die Bürger mit



Einschluß des Schulmeisters beteiligen sollten; oder der Bürgermeister selber, der vom Gemeinbediener beim Wildern ertappt und ins Gemeindehaus getrieben wurde — das wären lauter Streiche, wo die Schlaueit von der Dummheit geschlagen werde. Eine ähnliche Moral war allemal das Käpplein, das der Korbflechter solchen Geschichten schließlich aufsetzte.

Weil der Korbflechter ein ganzer Mann war, bei dem jedes Wort eine Tat ist, so war am achten Tage die Krippe fertig.

Der Bauer von der Lärchleud kam, trat in die Stube und stieß einen Schrei aus. Der Korbflechter erschrak; sollte dem Bauer die Krippe nicht recht sein?

„Über und über recht!“ rief der Bauer, „eine brave Form, die rechte Größe, was nicht leicht ist.“

„Ja, das glaube ich, daß es nicht leicht ist,“ versetzte der Flechter, „wenn du sagst, fünfzehn Faß Kohlen muß sie tragen, da nimmt der Mensch den Bleistift und rechnet. Wäre das Ding viereckig oder rund, so möchte Umfang und Durchschnitt leicht berechnet sein, aber Sachen, die unten eng sind und in der Mitten einen Bauch haben sollen — mein Lieber, da gehört schon ein Kopf dazu!“

„Ist ja alles recht, aber Flechter, aber Korbflechter!“ rief der Bauer wieder, „wie bringst denn das Ungetüm bei der Tür hinaus?“

„Herr Jesses, auf das hab' ich vergessen!“

— — Das ist die Geschichte vom gescheiterten Korbflechter zu Ober-Abelsberg. Wie sich der Konflikt zwischen der Kohlenkrippe und der Haustür gelöst hat, das erhellt nicht; wahrscheinlich hat erstere müssen nachgeben und sich in hundert Trümmer auseinanderreißen lassen. Wenn nicht, so steht sie heute noch in der Stube.





Ein Gerichtstag zu Alt-Abelsberg.

Skizze aus der Kulturgeschichte der Deutschen.

Wir sind für den 28. Oktober anno 1628 nach Alt-Abelsberg auf den Amtstag vorgeladen. Da werden wir wohl einen Vorfahren schicken müssen, uns entschuldigend, daß wir selber nicht erscheinen könnten, weil wir noch gar nicht auf der Welt wären.

Was es denn geben mag? Die Abelsberger Vogtei hat einen tiefen Turm und draußen auf dem Hügel, wo man weit ins Land sieht, ein hohes Gerüste, an welchem eine Leiter lehnt — eine Aussichtswarte der alten Zeit — mit dem Blick ins Jenseits. Man tut verdammt schwer mit dem Vogt von Alt-Abelsberg. Da sitzt er am breiten Tisch und ist mit Altentößen vermauert, daß nur der Kahl-

kopf daraus hervorschaut. Zwischen den Papierwuchten steht ein Kreuzigt, der Schrecken aller Bösewichter, vor dem sich mancher im Meineide wohl den lichten Galgen ab-, hingegen die „ewige Hölle“ angeschworen hat. Unter dem Tisch aber ist ein Querbrett und auf demselben steht ein stattlicher Krug, aus welchem der Vogt bisweilen einen Schluck Weisheit zu sich nimmt, oder einen scharfen Trunk Strenge, oder einen Tropfen Milde, je nach Bedarf. Denn „die- weilen der allmächtige Gott dieses Jahr einen ziemlichen Herbst besichert, zudem der Wein gut, so sind der Vogtei die großen Fässer zu füllen“.

So ist's amtlich bekannt gegeben worden.

Weiter unten sitzt ein Ratsherr von Abelsberg, der nur ausnahmsweise fungiert, daher eines besonders richterlichen Ansehens beflissen ist. Noch weiter unten hockt der Schreiberknecht, der die Gerichtsverhandlungen jenes Tages sorgfältig aufs Papier tut oder vielleicht gar aufs Pergament, auf daß es nach Jahrhunderten „zur Warnung christlicher Personen“ gelesen werden kann. Die Gerichtsstube hat schwere Fenstergitter, was der heute vorgerusene Jörg Meze für überflüssig hält. „Wird's wohl sicherlich keinem einfallen, daß er da beim Fenster hereinstiegt!“

Aber hinaus, mein Jörg Meze!

Wir, oder vielmehr die Unfern, sitzen am äußersten Rande der Anklagebank — ganz am Ende — und müssen warten, bis alle anderen fertig sind. Das wird vielleicht gar etwas mit Ausschluß der Öffentlichkeit.

„Die Barbara Obrechtin hie?“

Die Genannte meldet sich, sie wäre hie.

„Sie soll aufstehen und hergehen und dem Gericht ihre Reuerenz erweisen. — Die Barbara Obrechtin hat ein böses Maul, ist des greulichen Fluchens verklagt, hat auch die Schüttnerin eine Hundsfug geheißt!“

„Und hat mich,“ fährt die Klägerin Schüttnerin auf, „ein Schreiber-
mensch und Pfaffenroß geheißt.“

„Ist's wahr?“ fragt der Vogt.

„Beim heiligen Sakrament sag' ich's aus, es ist wahr!“ ruft die Klägerin.

„Wenn's wahr ist, mag sie's ja sagen,“ entscheidet der Vogt, denn die Obrechtin hat ein fein Gesichtlein.

„Wahr ist's, daß sie mich's geheißt hat,“ schreit die Schüttnerin, „aber nit wahr ist's, daß ich's bin.“

„Und ich sag's umgekehrt!“ ruft die Obrechtin. Sie hat ein fein Gesicht, doch ist ihr nicht zu helfen, sie hat in dem letzten Wort — in dem Widerruf — die Beschimpfung wiederholt. Der Richter muß sie verdammen. Sie soll in den Turm und drei Tag beten. —

„Der Ulrich Riedling!“

„Hie!“

„Er hat sein Eheweib mit dem Axtheilb auf die Brust geschlagen.“

„Mit Bergunst, hoher Herr, sie ist selber d'ran Schuld, sie hat mir nicht den Rücken zugehalten.“

„Schlagt Ihr sie oftmalen?“ fragt der Richter.

„Mit Bergunst, hoher Herr, nur an Sonn- und Feiertagen.“

„Weshalben?“

„Weil ich zu Werktags im Oberwald arbeite und nit daheim bin.“
„Damit Ihr Euch einander attachieret, setze ich Euch zusammen in den Turm. — Man soll ihnen aber nur einen Suppentopf und einen Löffel geben.“

So der weise Entscheid des Vogtes. —

„Sezo kommen die Zwei!“ sagt der Büttel und deutet mit dem Buchstoc auf ein jüngeres Paar, dem er ein besonderes Interesse zu schenken scheint.

„Der Josef Birsil und die Agatha Griefel!“

„Sein bereit!“ sagt der Bursche und steht mit dem Weibsbild von der Bank auf.

Der Richter: „Vor etlich Monaten habt Ihr hierorts zugesagt, daß Ihr Euch ehelich verbinden werdet. Ist bis dato nicht geschehen.“

„Wir finden keinen Geistlichen, der's so gut kann, als wir's brauchen,“ entgegnet der Bursche.

„Es kommen,“ sagt der Richter, „bei den jungen Eheleuten jetzt die Siebenmonatskinder in Brauch.“

„Ja, wenn das Weib über die Stiegen fällt,“ gibt der Bursche zu bedenken.

„Ist nur die Frage,“ wendet jetzt der Rathsherr ein, „warum die Weisheit Gottes das junge Geschöpf neun Monat lang der Welt vorenthält, wenn es, wie man sehen kann, mit sieben schon ganz und gar fertig ist! Darum ist mein Begeh: Früh genug heiraten.“

Das junge Weibsbild hebt zu weinen an; es wäre ihr das Heiraten sonst ja recht, aber Ehemänner schlugen ihre Weiber, während andere mit ihnen größtenteils zärtlich wären.

Wird verordnet, das Paar hätte so lange, bis es „ehelich“ getraut, jeden Freitag eine Stunde auf der Schimpfanzel zu stehen.

Der Rat wendet ein, ob man die Zwei nicht lieber auseinanderjagen solle?

„Kann bei denen Leuten mit mehr stattfinden,“ ist der Bescheid des Vogtes und der Büttel führt die Abgetanen ihrer Wege. —

Jetzt wird der Säuser Hannes Brenn vorgeführt, man kennt ihn allerwegen. Aber er stellt sich ganz nüchtern und ist vor dem Vogt der Höflichste und Gewandteste von allen. Er ist wie daheim in dieser Gerichtsstube und weiß genauen Bescheid, wie man sich zu verhalten habe. Den Richter besticht das nicht.

„Hannes Brenn,“ sagt er, „du bist neulings wieder auf Suff betreten worden.“

Der Hannes zuckt mit Bedauern die Achseln.

„Bist demzufolge eines Meineides gegen den allmächtigen Gott überwiesen, Hannes Brenn!“

„Das ist ein Irrtum, ehrenwerter Herr Vogt,“ verteidigt sich der Hannes, „meineidig worden bin ich nicht.“

„Dieser Ausspruch ist eine verdammliche Frechheit, Hannes Brenn,“ sagt der Vogt, „und will ich dir deine eigene Urfehde in Erinnerung bringen, die du vor Jahresfrist, wie du wegen Suff's das drittmal aus dem Turm bist entlassen worden, gegeben hast.“

Und liest die Schrift:

„Ich Hannes Brenn, seßhaft zu Ober-Abelsberg, Gericht Abelsberg, bekenn: Nachdem ich mich zuwider der Römischen, Kayserlichen

Majestät meines allergnädigsten Herrn ausgegangenen Mandaten mit Suff und Fluch und Stritt bisher trotz alles Verwarnens oftmals übersehen, dennoch durch Gnad und Barmherzigkeit des Herrn Landvogt milde gebüßt worden bin, schwöre ich anheute einen aufgehobenen Eid leiblich zu Gott und den Heiligen, daß ich von heut dato in der Landvogtei und gnädigen Verwaltung keine offen Herberg oder Wirthshaus besuchen will. Wo ich aber an mir selbst Untreue begehen und diese Urfehde nit halten möcht, soll alsdann mein gnädiger Herr Landvogt volle Gewalt und Macht haben, mich straks gefänglich einzuziehen auf Jahr und Tag. Diese Urkund habe ich getan zu Abelsberg am 13. Juli Tag, anno 1628. Hannes Brenn.“

So die Urfehde. Der Richter fragt: „Nun, Hannes, wie steht es jetzt? Du bist neuerlich im Wirthshaus bei Suff und Fluchen und Stritt betreten worden.“

„Mag ja sein, Herr Landvogt.“

„Und also meineidig!“

„Meineidig bin ich nicht worden, Herr Landvogt.“

„Wiederhole demnach noch einmal,“ liest der Richter, „schwöre ich anheute einen aufgehobenen Eid leiblich zu Gott und den Heiligen, daß ich von heut dato in der Landvogtei und gnädigen Verwaltung keine offen Herberg oder Wirthshaus besuchen will.“

„Darum bin ich in die Hirschberger Vogtei hinübergegangen, wann der Durst zu groß worden ist.“

„Soll ich den Kerl peinlich beraten?“ fragt der entrüstete Vogt.

Der Rathsherr meint, solchen Rat könne der Hannes leichtlich übel aufnehmen und dafür gelegentlich einen roten Hahn verehren. Er

schlage vor, den Eid des Hannes Brenn auch für die Vogteien Hirschberg, Obermoos und Neumünster erweitern zu lassen.

Ist angenommen und verfügt. —

Nun kommt die saubere Gesellschaft der Sakramentschwänzer. Das sind fünf Bauern aus Ober-Abelsberg, beretwegen der Kirchherr sich bei Gericht beschwert hat, daß sie die österliche Beichte umgangen hätten und am verwichenen Ablassonntag auch noch bei keinem Beichtstuhl gesehen worden wären.

Die fünf Männer stehen rostig und eckig von der Bank auf.

Sie sollten vortreten.

Sie heben sich mit vieler Not ein paar Schritte voran.

Ob sie des Teufels wären? fragt sie der Richter.

Sie schauen sich gegenseitig an: Daß sie nicht wüßten!

„Michel Schmied, wesweg bist du am verwichenen Sonntag nicht zum Sakrament gegangen?“

„Ist halt so eine Sach,“ antwortet der Angerufene und walzt in Verlegenheit seinen Filzhut, was die übrigen vier genau so machen, „bin desselbigen Tages schon Morgens früh so viel zornig worden, weil's geheißn hat, meine Kühe wären in der Nacht verhegt worden, was sich aber alsdann herausgestellt hat, daß es nicht wahr ist gewesen. So hab' ich mir drauf gedacht: an einem solchen Tag, wo du in der Gottesfrüh schon so höllisch gescholten hast, gehst nit zum Sakrament.“

„Und der Tubel-Franz, warum ist der ausblieben?“

„Wenn ich Birnknöbel freß, schier noch ehevor ich die Augen recht aufmach!“ entschuldigt sich der Tubel-Franz. „Sind just so gestanden

im Bettkastel, vom vorigen Tag her, und mein Weib, das hat sie, wegräumen tut sie gar nichts. Ich reiß' die Füß' aus und denk': aufstehen sollst! Und reiß' die Händ' aus, und auf ja und nein kommt mir eine mit dem Birnknödel zurück — und schnurgerade ins Maul. Sagt mein Weib: Birnknödel ißt und willst heut' zum Sacrament? Ich schrei ihr das letzte Wort nach und spring' auf — und aus ist's für den Tag. Muß schon warten, bis ich einmal nüchternerweise aufsteh'."

"Also, das wäre der Tubel-Franz gewesen," meint der Vogt und klaubt in seinen Papieren; „jetzt möcht' ich aber gerne wissen, was der Anton Wolten für ein Hinderniß gehabt!"

Der Anton Wolten starrt seine Genossen an, ob das ihn angehe? ob er's wohl auch wäre, der Anton Wolten? Und als hieran alle Zweifel behoben sind, stottert er, daß an jenem Tage seine Hosen so unziemlich viele Löcher gehabt hätten, daß auch die Zoppe, die man wohl noch an ihm sehen könne, derart schäbig wäre, daß es einem christlichen Gewissen wohl schon die Ehrerbietung vor dem Heiligsten verbiete, in solchem Aufzuge das Sacrament zu empfangen.

Der Vierte sagt aus, daß er sonstwie nicht genugsamlich vorbereitet gewesen sei, um die heilige Handlung zu begehcn. Und der Fünfte, der Christian Holluf, ruft, als er zur Rede gestellt wird: „Das übersteigt schon alle Gnad' und Barmherzigkeit!"

„Gnad' und Barmherzigkeit verlangst du, alter Sünder!" sagt der Richter.

„Nicht für mich, Herr Vogt, nicht für mich, aber für den Kirchherrn. Bedenkt's einmal! Den ganzen Tag im finsternen Winkel sitzen

— mitten in der Sündenbrut, und nichts hören als Lumpereien und Schurfereien und allerhand stinkende Laster. Da müßt einer kein Herz im Leib haben, wenn Unserens auch noch kommen tät mit der schmutzigen Wäsch'. Wer kann denn das aushalten? Nein, nein, ich

komme an einem andern Tag, wo der Kirchherr ausgerastet ist."

So sagt nun der Rathsherr: „Das sind ja lauter christliche Leute! So viel Ehrerbietung haben vor dem Sakrament und seinem Diener, das wird man nicht bald wieder finden.“

Der Vogt ist anderer Meinung und verurteilt die Fünfe zur sofortigen Weicht und Kommunion. —

Jetzt wird's draußen laut, die Tür springt auf und knarrt in ihren schweren Angeln. Sechs Männer

schleppen ein gebundenes Weibsbild herein. Das hatte, weil Hände und Füße gefesselt, von ihren weißen Zähnen Gebrauch gemacht, so lange sie konnte und nun keine andere Gegenwehr, als die schneidende Zunge.



Der Landvogt fährt die Büttel an, was denn das für eine Art sei, die anberaumte Gerichtssitzung mit einem nicht dahergehörigen Weibsbild zu unterbrechen.

„Wir kriegen jeder drei Schinderlinge,“ entgegnete einer der Büttel. „Wir haben die Hexe abgefangen.“

„Von dato 30. Julius Tag an wird für das Hexenabfangen mit mehr als zwei Schinderlinge gezahlt, per Person,“ redet jetzt der Schreibertnecht drein und weist auf die Schrift, die solchen Beschluß enthält. „Doch soll hinfüro der Hexe Bett und dazugehörige Federn den Bütteln, als Foltertnechten und Scharfrichtern, zu gleichen Teilen zugesprochen werden.“

Damit geben sich die sechs Gesellen zufrieden und es beginnt das Verhör der Hexe. Sie ist ein junges Weib mit rotem Haar und schielenden Augen. Sie ist angeklagt, ein Hagelwetter gemacht zu haben, das alles Obst in der Abelsberger Gegend zunichte schlug. Ursache: Weil man sie bei einem Apfeldiebstahl ertappt und scharf gezüchtigt habe. Beweis: Der Schläurer Jakob habe vor seinem Haus ein höhnerreigroßes Hagelkorn aufgehoben und in demselben ein rotes Haar gefunden, das nur von der Magdalena Heitin herrühren könne.

Die Magdalena Heitin wird losgebunden und gütlich befragt. Sie leugnet, wie alle Hexen anfangs leugnen. Apfel habe sie gestohlen, das gesteht sie, und dafür sei sie auch geschlagen und eine Weile bei den Haaren umhergezerrt worden und könne es schon sein, daß dem Schläurer Jakob dabei eins in der Hand geblieben.

Wenn jeder Hexe, so bemerkt jetzt der Ratsherr, auf ihr erstes Ausagen geglaubt worden wäre, so hätte Abelsberg viel Geld erspart,

das sonst auf Scheiterhaufen d'rangegangen. Aber es nütze nichts. Gegen die Heitin sei ausgesagt worden, und in so wichtigen Sachen gebe vor Gott dem Allmächtigen keiner ein falsches Zeugnis.

Nun beginnt die peinliche Frage, und dazu wird ein anderes Lokal gewählt. Wir hören durch die Wand die Magdalena Heitin schelten und wimmern, wir hören sie nach einer Weile herzbrecherisch schreien und alle Heiligen anrufen. Und wie die Qualen so groß werden, daß es nicht mehr möglich ist, dabei zu leben, und noch nicht möglich ist, dabei zu sterben, da hebt sie an, auszusagen. Wie ihr nach der Mißhandlung von wegen den Äpfeln vor Leid und Schand das Herz hätte abspringen wollen, da sei ihr im Niederschachen ein fremder Mann begegnet, der habe ihr zugeredet, daß er ihr helfen wolle, wenn sie Gott und allen Heiligen abschwören und ihm zu Willen sein möchte; sie habe es getan und dann vom Fremden eine Haselgerte bekommen, mit der sie nachher das böse Wetter gezaubert.

„'s ist allemal dieselbe Geschichte,“ sagt der Ratsherr.

Freilich wohl, mein ehrenwerter Ratsherr, ist's allemal die alte Geschichte, weil einer unter den Martern der Folter nichts Neues einfällt und sie nur das nachsagt, was sie von anderen gehört hat. — Aber bei der Magdalena Heitin sind sie an eine Unrechte gekommen; das ist eine Rachgierige, die denkt: Wenn sie mich zu Grunde richten, so sollen auch andere hin sein. Und reitet die bravsten und angesehensten Weiber von Abelsberg und Ober-Abelsberg ins Verderben. Sie sagt aus, daß sie nicht allein wäre, und fragt, ob man nicht wisse, daß ein Hexenstück nur dann gelingen könne, wenn alle Zauberer und Hexen der ganzen Gegend damit einverstanden wären? Nun habe

sie auf dem Besenritt viel gute Bekannte und ehrenwerte Frauen begegnet, so die Gerbermeisterin von Ober-Abelsberg und die Frau des Küsters daselbst mit ihrer Tochter, dann den Schuhmacher Oden-
saß zu Abelsberg und sein Weib, und die Schwägerin des Ratsherrn
Bühlkamm und deren Schwester, die Schulzensfrau und die Frau
des Landvogtes und viele andere. Die Schulzensfrau verlege sich aber
nur auf das Umbeten der Krankheiten von einer Person auf eine
andere, während sich die Traitmesserin von Abelsberg zumeist mit
Verhinderung ehelicher Pflichten befaße.

Jetzt ist's Zeit für den Landvogt, zu beschwichtigen. Es würde
ein böshafes Geschwätz sein, man solle die Magdalena Heitin ein
wenig peitschen und dann auf freien Fuß setzen. Dagegen wehren sich
aber die übrigen anwesenden Angeklagten und Vorgeladenen. „Wenn
gemein Mann und Frau auf bloße Gerüchtausagen eingeführt werden,
so begehren wir das auch bei Herrenleuten. Die Schwägerin des
Ratsherrn Bühlkamm und deren Schwester und die Frau des Schulzen
und des Landvogtes müssen so gut wie andere in den Hexenstuhl gestellt
und peinlich befragt werden!“

So will nun der Vogt die gefährliche Weibsperson ein- für alle-
mal unschädlich machen. Es wird ohnehin morgen eine Gesellschaft
verbrannt; er läßt den Bütteln sagen: „Wenn wir mit der Magdalena
Heitin können fertig werden, so mag sie mitgehen.“ —

Schreiten hierauf zur Tagesordnung.



Wie der Abelsberger Gesangverein preisgekrönt worden ist.

Die schöne Stadt Kramau liegt mitten in deutschen Landen. Sie ist ob ihrer Bierbässe weit und breit bekannt als Sängerstadt, weshalb ich sie nicht näher zu beschreiben brauche. Diese Geschichte handelt von einem heißen Sängerkriege, der vor wenigen Jahren in Kramau stattgefunden.

Es hatte nämlich der weite Sängergau bei einem seiner vorhergehenden Lieberfeste beschlossen, in der schönen und allzeit sangbereiten Stadt Kramau ein großes Wettfingen zu veranstalten, denn, sagten die Brüder, Kriege müsse es auf Erden schon einmal geben und da sei es besser, sie würden gesungen, denn geschlagen.

So erhielt auch der Abelsberger Männergesangverein „Orgel“ seine gebührende Einladung zum großen Wettkampfe, denn die Abelsberger — das muß man wohl zugeben — haben seine Pfeifen in der Kehle und ihre Tendre haben einen guten Klang weit über den Gau hinaus.

Hochgemut rüsteten sich die Abelsberger zum Sängerfeste und von der Zeit, als die Proben angingen, trat eine strenge Disziplin in Wirksamkeit, die jedem Sänger der „Orgel“ verbot, täglich mehr als zwei Humpen Bier zu trinken, länger, als bis zur Torsperre außer Haus zu sein, zu jodeln, zu fluchen, zu politisieren und über die Gemeindefustände Zunge zu machen. Da gab es wohl auf der Welt kein ordentlicheres und friedlicheres Völklein, als die Abelsberger

waren, zur Zeit ihrer Vorbereitungen zum großen Sängerkette, und der alte Oberlehrer der Pfarr- und Hauptschule zum heiligen Prokopuz beteuerte in diesen Tagen wiederholentlich, daß man hier wieder sehen könne, was der Gesang auf den Menschen für eine unerhört sittliche Wirkung übe.

Auf der Reise nach Kramau wurde die Disziplin noch verstärkt, doch machte das Reifemarschallamt, welches, seiner Obliegenheiten voll, im hintersten Waggon saß, bekannt, daß auf der Heimfahrt, wenn keine Ursache mehr sei, die Stimme zu schonen, zum Ersatz die lustigste Ungebundenheit Platz greifen dürfe. Dess' waren die sechs- undachtzig Sänger wohl zufrieden und so fuhren sie gehobenen Herzens den Ehren entgegen, die sie im schönen Kramau erwarten sollten. Es war ihnen hinterbracht worden, daß die übrigen dreizehn Gesangsvereine, welche an dem Kampfe teilnehmen sollten, sich vor den Abelsbergern fürchteten; denn was tut der tiefste Bass und der gemessenste Bariton, wenn der Tenor nicht genügend vertreten? Klingen muß es, wenn gesungen wird, das haben die Leute gern, und wovon sollen die Frauen im Auditorium dann girren und schwärmen, wenn die Tenoristen fehlen? Die Abelsberger werden siegen, das wußte man im Voraus. Bei der Einladung konnte man sie nicht umgehen, aber man hatte erwartet, die Abelsberger würden — wie sie ja sonst gar selbstbewußt und charmant waren — im Vorgefühle ihrer sanglichen Stärke die Beteiligung an dem Sängerkampfe ablehnen.

Nun, die „Orgel“ hat nicht abgelehnt, sie hat gefunden, daß ihre wohl schon mit reichen Trophäen geschmückte Vereinsfahne durch ein



Siegeszeichen von Kramau nicht verunstaltet würde und daß der erste Sängerpriß von hundert Dukaten, in erquickendes Maß aufgelöst, das Erdenbafeln eher verschönern als verschlimmern könne.

Am Bahnhofe von Kramau änderte sich das Wetter. Gewaltige Flaggen verdeckten die Sonne und ein Blumenregen ging nieder auf die Sängerschar. Von den bereits anwesenden Gefangvereinen wurden die Abelsberger — kernige Burschen auf und auf, die noch dazu in der höchst malerischen Abelsberger Tracht erschienen — stürmisch begrüßt; ein schallendes „Grüß Gott, deutsche Sanges-

brüder!" und der Vereinswahlsspruch wurde abgesungen, dann setzte sich der imposante Zug in Bewegung durch einen fabelhaft herrlichen Triumphbogen in die festlich geschmückte Stadt. Die Gassen, durch die er seinen Lauf nahm, waren von jubelnden Menschen besetzt, alle Fenster von lieblichen Frauen, die mit huldvollen Winken und fröhlichen Zurufen Rosen niederwarfen, besonders auf die Abelsberger, und an Stricken Torten, Trauben und Champagner herabließen zum Vereine „Orgel“, dessen Mitglieder sich nun nicht mehr halten konnten, sondern in das schallende Geschrei der Sänger einstimmten. Die Ehrenbezeugungen häuften sich, je näher der Zug der Sängerkolonne kam; vom Inhalte der Flaschen, denen man an den Standarten den Hals brach, und von den wahnsinnigen Vivatrufen der übrigen Sangesbrüder ganz berauscht, schrien nun auch die Abelsberger aus voller Kehle, selbst die Altmeister und Reifemarschälle mit — und erst spät als die hellsten Abelsberger Tendre einen Stich ins Gedämpfte hatten, bemerkte einer zu seinem Nachbar: „Du, guck dir dort bei den Scheit-Sängern einmal das Naturwunder an: die einen reißen das Maul auf und die anderen schreien!“

„Bei Gott, Bruder, das geht nicht mit rechten Dingen zu!“

Da wurden sie's nun gewahr, daß die Scheit-Sänger zum Vivatrufen und zum: „Grüß Gott, ihr schönen Frauen! Hoch die Stadt Kramau! Hoch und dreimal hoch!“ ein Duzend professioneller Schreier von heim mitgenommen hatten, damit sie hierin ihren Mann stellten, ohne sich die Stimmen zu verderben. — Aber die Entdeckung war zu spät, einige Abelsberger Kehlen hatten bereits gelitten.

Sofort erging ein strenger Befehl: Von jetzt an das Maul

halten und sich sammeln, wogegen Dawiderhandelnde dem Standrecht verfallen!

Und bei der nach kurzer Stärkung stattgefundenen Generalprobe der gesamten Vereine zeigte es sich, daß für die „Orgel“ der Sieg höchst wahrscheinlich war, und ganz Kramau sprach davon, daß den Ehrenpreis von 100 Dukaten niemand anderer als die munteren Abelsberger heimführen würden. Die Abelsberger Altmeister warnten ihre Sänger fortwährend, im Angesichte des Glückes nicht übermütig zu werden, strenge mit sich hauszuhalten für das am nächsten Tage statthabende Wettfingen. Es könne sich bei geringstem Versehen vieles wenden und alles verspielt sein; was das für eine Schmach wäre, fragten sie in düsterstem Ernste, wenn sie nach der Vaterstadt, die schon zum Empfange der Sieger rüste, als elendiglich Durchgefallene zurückkehren müßten? Sie sollten heute weder an Wein, Weib noch Gefang denken, sondern den Rest damit zubringen, in der schönen Umgebung der Stadt stille Spaziergänge zu machen und abends so bald als möglich das Bett zu suchen. Daß die Zimmer in dem für sie bestimmten Hotel „Zum goldenen Fuchsen“ die richtige Temperatur hätten, dafür sei gesorgt. Man wolle sich nur in keiner Weise aufregen und sich endlich nicht etwa noch durch einen unzeitigen Morgenspaziergang in der feuchtkalten Luft verderben, lieber im Bette bleiben bis eine Stunde vor Beginn des Wettfingens, welches um zehn Uhr vormittags seinen Anfang nehme. — Zum Schlusse solch väterlicher Ermahnungen wurden noch Brustbonbons ausgeteilt unter den Sängern, womit ganz leichte Schäden in der Kehle ausgebeffert werden können.

Und hierauf hat sich der Abelsberger Sangerchor für diesen Tag aufgelöst.



Die Sänger von der Scheit waren etwas aufgereggt. Sie besaßen ein paar Tenore, auf Grund deren sie sich in der Hoffnung wiegten, es den Abelsbergern abzugewinnen, für den Fall diese etwa durch ein kleines Migeschick oder Diätfehler beeinflusst werden sollten. Mit unendlicher Befriedigung hatten die Scheit-Sänger beim Einzug das begeisterte Geschrei der „Orgel“ gehört, während sie, die Scheit-Sänger, nur sehenshalber den Mund aufstapen, und mit den Händen agierten, das übrige aber ihrem schlau gegründeten Varmchor überließen. Da sich aber hernach bei der Generalprobe leider gezeigt, daß die Abelsberger Stimmen an Indisposition und Heiserkeit nicht das Gewünschte leisteten, so versuchte jetzt das Komitee, welches sich eigens zu dem Zwecke konstituiert hatte, den übrigen Gesangsvereinen noch vor der Schlacht die schärfsten Spitzen zu brechen, in den einzelnen, im Stadtdchen herumirrenden Mitgliedern der „Orgel“ die denselben angeborene Vorliebe für ihren Wahlspruch: „Wein, Weib und Gesang“ zu wecken. Aber die Abelsberger waren heute indifferent wie die Maulwürfe. Man fing an, die Hoffnung aufzugeben, verhielt sich jedoch nichtsdestoweniger untätig.

Während in der Stadt Kratau das muntere Leben der Sänger sich bis tief in die Nacht hinein erstreckte, während es Plakymusik gab und Beleuchtung und Standreden und was der Herrlichkeiten mehr sind bei einem deutschen Sangerfeste, suchten die Abelsberger, einge-

dent ihrer Instruktionen und ihrer morgigen Aufgabe, bei Zeiten ihr Hotel „Zum goldenen Fuchsen“ auf, in dessen drei Stockwerken die „Orgel“ einquartiert worden war. Der Kehler zu Liebe machten sie im „Restaurant“ der Orgel nur mäßige Zugeständnisse und suchten dann, je zu zweien oder dreien, ihre Schlafzimmer auf. Noch ließen sie sich's angelegen sein, den Zustand ihres Festanzuges zu prüfen, und da ziemlich alles in gewünschter Ordnung war, so legten sie sich arglos zu Bette.

„Morgen um diese Zeit soll's anders umgehen!“ bemerkte vor dem Einschlafen noch der zweite Baß zum Bettnachbar, dem ersten Tenor.

„Ja,“ sagte der Tenor, „wenn wir nur erst unsere Abelsberger Lieber loslassen! Die wollen wir ihnen einmal hinlegen, daß sie nur dran lecken sollen!“

„Schlafen!“ schnarrte im anstoßenden Zimmer die Stimme des Reisemarschalls. So war's für heute aus. —

Schon halb neun Uhr war's am nächsten Morgen, als das Marschallamt das Flügelhorn erschallen ließ. Da hoben sie sich — der eine früher, der andere später — aus ihren Kissen. Sie zogen sich sittsam an, holten vor den Türen die frischglänzenden Stiefel und machten sorgfältig Toilette.

„Die Tendre haben je ein weiches Ei und eine Tasse Tee ohne Rum zu sich zu nehmen!“ so der erste Tagesbefehl.

„Ich weiß nicht“, murmelte unser zweiter Tenor, „was meine Stiefel heut haben. Ich kann in dies Safermentsleder nicht hinein!“

„Und ich verwundere mich,“ entgegnete der Zimmergenosse, „daß

mein Fuß heute einmal in den Schuh rutscht, so leicht, wie der Bauer ins Wirtshaus.“

„Ich hab' zwei Linke!“ rief der Baß, „da hat sich einer einen dummen Spaß gemacht.“

„Scheidewasser will ich saufen, wenn das meine Schuhe sind!“ sagte jetzt auch der Tenor.

„Das ist höllisch!“ polterte im Nebenzimmer ein anderer, „ich habe unrechte Stiefel!“

Und aus einem dritten Gemach: „Ich hab' zwei verkehrte Stiefel!“

Da flogen schon die Türen auf, links und rechts im Gang: „Hausknecht!“ — „Stubenmädchen!“ — „Hausmeister!“ — „Meine Stiefeliten!“ — „Ich habe zwei Rechte!“ — „Ich einen Kleinen und einen Großen!“ — „Da ist ein Breiter und ein Gespitzter!“ Derart riefen die Stimmen durcheinander, und die Stiefel flogen im Vorfaal umher wie die Maikäfer. So war's im zweiten Stock, so war's im ersten und im dritten. Alles Schuhwerk verwechselt . . .

Das Reisemarschallamt fuhr hin und her wie eine fluchende Wolke, alle Stubenmädchen flatterten wirt durch die Räume, der Portier und der Hausmeister schmetterten, und der Hausknecht rang die Hände und beteuerte bei seiner Seelen Seligkeit seine Unschuld. Er und sein Gehilfe hätten die frischgewicksten Stiefel ihren Nummern nach gewissenhaft wie immer an die betreffenden Zimmertüren gestellt.

„Das hat ein Feind getan!“ hieß es, „das hat ein arger Feind getan!“

Von den Sängern huschten die einen in bloßen Strümpfen um, andere ächzten im Namen ihrer Hühneraugen über den Druck der neuen Verhältnisse. Da war's denn aus mit aller Ruhe und Diät,

und durch das Haus brauste ein Gewirre von Fluchen, Lärmen und Lachen, und das Marschallamt fahndete rachebeschraubend nach den Missetätern. Es mußten deren mehrere gewesen sein, sie konnten sich nächstlicherweile ins Haus geschlichen haben, weil sich so ein vertracktes Hoteltor jedem Gauch zu jeder Stunde austun muß, sie mußten emsiglich tätig gewesen sein, um an den Türen aller Stockwerke die Stiefel in so schaudervoller Weise durcheinander zu bringen.

Nach einer Stunde heillosen Verwirrung war mit Hilfe der Zimmernummern, die an den Sohlen angekreidet waren, endlich ein Teil der „Orgel“ in seiner rechtmäßigen Beschuhung.

„Ich habe Nummer 3 und 27!“ rief es hier, und ein Arm hielt die betreffenden Stiefel hoch empor.

„Hier ist 98!“

„Wer braucht einen 44?“

„105 ist da!“

Die Eigner meldeten sich, aber leider zeigte es sich bald, daß auf mancher Sohle die Nummern gefälscht worden waren, so daß endlich die Reifemarschälle alle Hoffnung an dem rechtzeitigen Eintreffen in der Sängersalle mit ohnmächtigen Stoßfeuszern aufgaben. Zudem alles erregt, die Stimmen verschrien, jede weisevolle Stimmung weggeblasen, die Indisposition im höchsten Grade vorhanden. — Unter solchen Umständen wird die „Orgel“ an dem Sängertwettkampfe sich nicht beteiligen.

Aber die Abfage, wie soll sie motiviert werden? Der eiligst zusammenberufene Rat, teils noch in Socken, faßte den Beschluß, es sei sofort ein Schreiben an das General-Komitee des Sängerfestes zu richten, in welchem angezeigt werde, daß der Abelsberger Gesang-

verein „Orgel“, nachdem er durch seine Anwesenheit ebenso seine Sympathien für das Fest, als durch seine Beteiligung an der Hauptprobe bewiesen zu haben glaube, daß er dem Gause zu keiner Unehre sei: daß besagter und unterfertigter Gesangsverein — um die in dieser gastlichen Stadt versammelten löblichen, strebsamen und sehr tüchtigen Sängerbünde und Gesangsvereine in der Erringung eines wohlverdienten Ehrenpreises nicht etwa zu inkommodieren — den Entschluß gefaßt habe, sich an dem eigentlichen Wett-singen nicht zu beteiligen.

In diesem Sinne und in ähnlicher schwungvoller Stylistik wurde das Schriftstück abgefaßt und seiner hochlöblichen Adresse mit „deutschem Sängergruße“ zugesandt.

Noch hatte die zehnte Stunde nicht geschlagen, so ging von der Zentralkanzlei des Festkomitees ein Sturm aus und durch ganz Kramau. Die Abelsberger, die besten Sänger des Gaues, die wiederholt schon preisgekrönten Sänger wollen nicht singen! Und warum wollen sie nicht singen? Sind sie beleidigt worden? Nein, die Abelsberger sind viel zu gemächlich, um beleidigt werden zu können. Oder singen sie aus Bescheidenheit nicht? Nein, die Abelsberger sind viel zu aufrichtig, um die Bescheidenen zu spielen. Aus Großmut singen sie nicht, aus reiner Großmut nicht; sie wollen den jüngeren Vereinen den Preis nicht wegknappen. Aber (und so wuchs die Revolution) sie müssen singen, jetzt erst recht müssen sie! Die Abelsberger wollen wir hören, nur die Abelsberger! Wir stürmen den „goldenen Fuchs“ und tragen die ganze „Orgel“ auf unseren Achseln in die Sängerkirche!

Das Festkomitee schrieb zurück, daß es die „Orgel“ von ihrer einmal geleisteten Zusage nicht mehr entbinden könne.

Die Sänger von der Scheit merkten jetzt ginge es doppelt schief für sie, und alle Bemühungen waren vergeblich gewesen. Die Abelsberger aber gewannen mittlerweile Zeit, Mut und vor allem — Stiefel. Zwanzig Minuten nach zehn Uhr marschierten sie in wohlgeordneter Doppelreihe, von dem Jubel der Menschenmenge begleitet, in die Sängerkirche ein.



Wie es bei demselbigen Sängerkampfe in der schönen Gau-
stadt Kramau dem Abelsberger Gesangsverein „Orgel“ ergangen ist,
das findet sich in einem Blatte seiner ruhmreichen Chronik ver-
zeichnet.

„Der Enthusiasmus,“ so heißt es in der Sängerkirche, „der
Enthusiasmus, mit welchem der Verein bei seinem Betreten der
Sängerbühne begrüßt wurde, war ein nicht endenwollender. Der
Verein sang das ausgeloste Preislied: „O Vaterland, zu Schutz und
Wehr!“, welches einen demonstrativen Applaus entfesselte und das
Abelsbergerlied: „Mein' Freud' ist die Sennerin“, welches er auf
stürmisches Verlangen des Publikums zweimal wiederholen mußte.
Nachdem die abgetretenen Sänger siebenmal herausgerufen worden
waren, erstürmte das Publikum die Bühne und trug unsern Kapell-
meister, Herrn F. Schaubinger, durch den jubelbrausenden Saal. Die
hochlöbliche Jury hat dem Gesangsverein „Orgel“ den ersten Preis,
bestehend in einer silbernen Ehrenstandarte und in einhundert Dukaten,
zuerkannt.“



Schließlich sei aber noch eine Bemerkung erwähnt, die einer von der Jury erst vor kurzem zum Kapellmeister des Abelsberger Gesangvereines gemacht hat.

„Wir waren damals am grünen Tisch zu Kramau,“ sagte er, „in einer nicht geringen Verlegenheit. Sehr genau genommen, hätte der Preis eigentlich dem Sängerbunde von der Scheif gebührt. Ihr seid zu hitzig gewesen, habt übertrieben, während die von der Scheif trotz ihrer geringeren Stimmittel durch ihr Maßhalten künstlerisch mehr

geleistet haben. Aber vor der Menge hat eure Kraft und Frische den größeren Effekt erzielt. Die öffentliche Meinung war schon einmal durch die Reklame bestochen, die ihr durch eure Abgabe zu Gunsten der übrigen Vereine für euch zu machen gewußt habt — und sie war so entschieden für euch, daß wir es gar nicht wagen konnten, den Preis einem andern Vereine zuzuerkennen.“

Also ist es — Ursache und Wirkung genau erwogen — höchst wahrscheinlich die schlimme Stiefelgeschichte gewesen, die der „Orgel“ den Sieg vermittelt hat. Wer aber die Urheberschaft der Stiefelgeschichte ergründen wollte, bei den Scheif-Sängern würde er sie nicht erfahren.



Graf Adlerstamm auf der Hahnenjagd.

Unweit Abelsberg, im Ramsauertale steht die alte moosbärtige Fichte, an welcher das Wunder geschehen ist. Dort hat der Graf Adlerstamm den Hahn und der Preiner-Michel den Bock geschossen.

Im Frühjahr war's, als der Graf in Nimrods leder Rüstung ins Tal fuhr. Der Oberförster — Hans Schröbinger heißt er, der uns nachher die Geschichte erzählt — hatte für Jagd und Wild zu sorgen. Er war ratlos. In die nahe Holzknechtshütte ging er hinüber, hieß den Vorhacker, den Preiner-Michel mit sich, und als sie allein durch den Wald gingen, und der Michel seinen Tabaksbeutel

vom Rücken herüberzog, wo er ihn im Gurte stecken hatte, und seine Pfeife füllte, sagte der Förster: „Möcht' ich wissen, wie wir das anfangen.“

„Ist was anzufangen?“ fragte der Michel.

„Der Graf ist da und will morgen früh einen Auerhahn schießen.“

„Dem gehört die Jagd, der kann's tun.“

„Der kann's nicht tun,“ sagte der Oberförster.

„Warum? Feuer gib't ja Hähne genug, weiß selber einen oder zwei. Der Herr Graf muß halt gut auf den Stand geführt werden.“

„Das ist zu wenig, mein Lieber, der Graf trifft nichts. Es muß was geschehen. Setz, denk dir einmal, ist's heuer das vierte Jahr, daß der Herr auf den Hahn kommt, und hat noch nicht ein einzig Federl geschossen. Er wird dir endlich verzagt, verkauft die Jagd, und das wär' arg; du weißt, Michel, er gibt —“ und machte mit den zwei Gefingern eine bedeutsame Geste. „Kurz, er muß morgen den Hahn schießen. Aber wie, Freundchen, wie? Wenn ich mir das nur anzuschicken wüßt'.“

„Binden wir ihm den Hahn auf den Baumwipfel,“ meinte der Preiner-Michel, nahm seine angestopfte Pfeife zwischen die Vorderzähne und steckte den Tabaksbeutel wieder in den Gurt.

„Anbinden,“ sagte der Förster, „d'ran habe ich schon gedacht, aber es ist zu wenig; er trifft ihn nicht.“

„Wenn er zwei- und dreimal hinaufrennen kann?“

„Trifft ihn nicht. Der Graf ist kurzsichtig, das weißt, hat keinen festen Ansat und keine sichere Hand und keine Geduld und Ruh'; dem fehlt nicht mehr, als alles zum Jäger.“

„Nachher kunnt ich keinen Rat geben,“ sagte der Michel.

„Es gibt nur ein Mittel,“ versetzte der Förster mit leiser Stimme, als traute er nicht einmal den Bäumen, „und weil es das einzige ist, so muß es ausgeführt werden.“

„Nachher ist's ja recht.“

„Aber dazu brauch' ich dich, Michel. Los' einmal.“

Sie blieben stehen und der Förster brachte dem Vorhacker was bei.

„Na du,“ sagte dieser plötzlich laut auflachend, „das tu' ich nicht!“

„Kannst es ganz ruhig tun; 's ist gar keine Gefahr. Er schießt zum mindesten eine Klafter weit an dir vorbei.“

„Zu dem Geschäft such' dir einen andern, Förster.“

„Nun, zu deiner Beruhigung — du weißt ja, daß ich dem Herrn den Büchsenspanner abgebe — werde ich das Gewehr blind laden.“

„Das ist eine Red'. Jetzt hast mich. Wo will der Herr Graf den Hahn schießen?“

„Oben im Donnerwald, etwa bei den Zwifelseichten. Je weiter und schwieriger der Weg, desto größer das Vergnügen. Kennst ja das, von den hohen Herren. Und um drei Uhr, wo's g'rad noch die rechte Finstern hat. Nicht vergessen aufs Balzen!“

„Ist recht.“

Sie verabredeten noch manches und verloren sich im Walde. —

Um Mitternacht wird der Herr Graf höflich geweckt. Er beladet sich mit allem, was dem alten Jägersmann an den Leib steht. Und wenn der Förster meint, das oder das sei nicht nötig, so sagt der Graf fürsichtig, 's wär' immerhin besser, man hätt's bei sich. Es ist eine klare stille Nacht.

„Erzellenz!“ sagte der Förster unterwegs, „heut gilt's einen. Ich sag's. So schön ist mir noch keiner gestanden, wie der heutige.“

Soll sein Schade nicht sein. Doch — hat er's gehört, jetzt? Ist das nicht ein Schuß gewesen?“

„Wahrhaftig,“ lachte der Förster, „aufs Haar wie ein Schuß; das hat mich anfangs auch immer getäuscht. Nein, Erzellenz-Herr, eine Lawine ist im Höllgraben drüben abgegangen. Das ist um diese Zeit nichts Seltenes.“

Je höher sie emporkamen gegen den Donnerwald, desto leiser wurde ihr Gespräch. Als sie bei der Rotbuche waren und horchten, hörten sie das erstemal balzen. Nun hub das Laufen an, um dann, während der Hahn wieder schwieg, starr wie ein Baumstrunk still zu stehen.

So waren die beiden Jäger allmählich zur Zwifelseichten gekommen, in dessen buschigem Gewirfel das Tier schnalzte und balzte, daß es eine Lust war.

Der Förster führte den Grafen auf den rechten Standpunkt und fragte flüsternd, ob er dort oben den Hahn wohl sehe.

„Wohl, wohl! 's ist ein sakrisch mächtiger Kerl.“

„Nicht das schwarze Bündel dort, Erzellenz, das ist der Baumwipfel. Daneben, der kleine Punkt . . .“

„Gut, gut!“ entgegnete rasch der Graf und fuhr mit dem Schaft zur Wange. — Puff! war auch schon der Knall da. Man meinte, schier zu früh, aber siehe — diesmal Glück! Das Tier rauschte herab von Ast zu Ast und schwer fiel es nieder auf den Boden.

Der Graf sprang hinzu, jauchzte, jubelte; es war auch ein prächtiger Vogel. — Das Telegraphenamit! Allsogleich berichten der Ge-



mahlin, den Freunden:
Vivat, den Hahn ge-
schossen. Morgen
großer Schmaus! —

Ein herrlicher
Vogel fürwahr! und
gerade mitten in die
Brust getroffen! Aber
— was hängt doch
daran? An den
Klauen hängt ein
Knollen — was das

sein mag? — Sogleich ist Licht gemacht — welch eine Erscheinung?!
In den Klauen verhaft lag ein vollgedunsener Tabaksbeutel.

„Verdammter Esel!“ fluchte der Förster für sich und rasch setzte

er bei: „Der erste Fall in meiner Praxis, Erzellenz-Herr, wo mir das vorkommt, was erzählt wird. Daß Auerhähne bisweilen in die Nähe der Holzarbeiter dringen und verschiedene Gegenstände, die die Leute irgendwo beiseite gelegt, mit sich forttragen. Ich wette, diese Tabaksblase ist ein solcher Raub. Seltsam, seltsam!“

Der Graf starrte drein und sagte kein Wort. Den Vogel ließ er liegen; auf dem kürzesten Weg eilte er dem Bahnhofe zu. Und der Michel kletterte verzagt von der Zwiselfeichten, von welcher er früher den toten Vogel herabgeschleudert hatte.

„Was kann denn ich dafür!“ beteuerte er dem Förster, „ihr seid zu früh dagewesen. Wie der Schuß fällt, hängt der Vogel noch fest an meinem Gurt. Ich reiß' ihn eilends los, nu, und hab' halt meinen gottverbligten Beutel mit hinabgeworfen.“

In acht Tagen war das Revier verkauft.





Wie Ober-Abelsberg herabgekommen ist.

Ein Zeitbild.

Das Herz lachte einem, wenn man an Ober-Abelsberg dachte. Es war ein blühender Ort. Es war eine Hauptpoststation, und was das besagt, kann ein Zeitgenosse der Eisenbahn kaum ermessen. Ein Postort war der Herr und Gebieter des Reisenden und nahm ihm erkleckliches Passiergeld ab. Vom Wirt und Sattler bis hinab zum Wagner, Hufschmied, Krämer, Schuster, Rasierer, alle Gewerbe sogan an der gemeinsamen Mutterbrust „Postkutsche“, und sogan sich daran voll und fett.

Allmählich kam die neue Zeit, aber die alten Menschen änderten sich nicht. Ober-Abelsberg nahm nichts wahr, trittete und taumelte so im alten Trab dahin. Wo es aber mittat beim neuem, da miß-

verstand es den Geist und machte alles ungeschickt oder verkehrt. Von der Freiheit des Wortes machten die guten Ober-Abelsberger den ausgiebigsten Gebrauch; sie setzten sich in Wirtshäuser zusammen, politisierten über Kaiser und Reich, schlugen mit markigen Worten tapfer auf Regierung und Behörden los, auf Staats- und Gemeindezustände, auf alles Denkbare, was sie anging und was sie nicht anging. Als die Wahlen kamen, waren sie auch nicht faul, mit dem Munde zu revoltieren und zu reformieren; leider hatten sie — arbeitsam wie sie schon waren — nicht Zeit, zur Urne zu gehen und ihre Stimmen dort abzugeben. So fiel fürs erste die Gemeindevertretung auf den Großgrundbesitz der Umgebung und dieser wand den Bürgern des Ortes rasch den Herrscherstab aus der Hand, so daß die Bürger in ihrem eigenen Weiler fast wie Fremdlinge waren und von der Gnade der Umgebung abhingen. Großherzig, wie der Ober-Abelsberger von jeher gewesen, machte er sich nichts draus und dachte: also brauche ich mich um diese leidigen Gemeindefachen nicht zu kümmern, kann ruhig meinem Erwerbe leben und verfeinde mich mit keinem Kunden, wenn ich zu keiner Partei und zu keinem Räte gehöre.

Er kümmerte sich nun auch tatsächlich weder um Welthandel noch um Kommunalangelegenheiten. Die Verrottung eines Ortes zeigt sich am klarsten in der Indifferenz, in der Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit für geistige Interessen. Der Ober-Abelsberger kümmerte sich auch nicht um sein Geschäft. Das ging doch eigentlich von selbst, denn man hat verlässliche Leute, auch einen tüchtigen Geschäftsführer, so kann man sich selber wohlsein lassen. Man lebt ja nur einmal. Des Morgens ist das Bett am besten. Vormittags auf ein Glas

Bier ins Wirtshaus, eine Pfeife, ein Pilsch. Zu Mittag lassen wir uns nichts abgehen, warum sollen wir uns etwas abgehen lassen, wir haben gearbeitet genug unser Lebtag! Dann das Nachmittags-schläfchen bis zum Kaffee. Nach demselben im Geschäft nachsehen, ob alles in Ordnung geht, „denn umsichtig sind wir immer und der Erwerb, das ist die Hauptsache!“

Weil man mit der Zeit gehen muß, so haben wir unseren Gesangsverein und unseren Turnverein. Tägliche Übung im Wirtsgarten und Probe im Wirtshause. Beim Geburtstage und Namensfeste eines jeden Mitgliedes Serenade vor dem Hause desselben und später fröhliche Tafelrunde in dem Hause des Gefeierten. Immer heiter. — Also hat der Ober-Abelsberger von sich und seinen geselligen Talenten keine schlechte Meinung, und natürlich auch keinen Grund dazu. Andere Leute denken freilich wieder anders, sie sagen, dieses Ober-Abelsberg wäre ein verlottertes Peakenest. Sie beklagen sich über die Schlamperei und Unverläßlichkeit der Gewerbsleute. Die Handwerker, aus denen das Bürgertum des Weilers eigentlich besteht, seien in eine große Schleuderhaftigkeit und Lässigkeit hineingeraten, es liege ihnen nichts mehr an ihrem Geschäfte, sie setzten keinen Stolz mehr daran, gute gediegene Ware zu liefern, sondern hätten ihr Auge mehr auf momentanen Geldgewinn gerichtet. Und nicht einmal hierin wären sie praktisch. Sie übernähmen wohl Bestellungen, sicherten auch mit großer Bestimmtheit die rechtzeitige Ausführung zu, hielten aber nie Wort. Es sei noch nicht dagewesen, daß der Maurer an dem Tage erschienen, an welchem er sein Erscheinen zugesagt; es sei ganz undenkbar, daß der Schmied eine Feuerzange oder ein Tor-

band zu dem versprochenen Termine abliefern, und eher würde der Kirchturm von Ober-Abelsberg sich auf die Spitze stellen, als ein Ober-Abelsberger Schneider eine Hose an dem Tage fertig haben, für den er sie mit heiligen Eiden zugesagt. Um einige Tage muß gelogen sein. Und wenn der Mann bei seiner Arbeitslosigkeit aus Langerweile vergehen müßte, so dürfte er trotzdem die Arbeit nicht zur bestimmten Zeit fertig haben, es muß gelogen sein. Und kommt das Bestellte endlich zustande, so müßt's ein Wunder sein, wenn es den Wünschen des Bestellers entspreche. Ein echter Ober-Abelsberger Gewerbsmann arbeitet nicht nach den Ansprüchen der Kunden, sondern nach seinem eigenen Gutdünken. Die Ungenauigkeit, das Nichtwoorthalten scheint in Ober-Abelsberg die Geschäftslehre zu sein, so wie anderswo die Verlässlichkeit und Pünktlichkeit es ist. Wenn der Mann aus lauter Untätigkeit sich auch nur schwer vor üblem Geruch zu bewahren weiß, wenn seine Familie manchmal wegen Erwerbslosigkeit am Hungertuche nagt, so muß doch der Anschein gewahrt werden, als ob das Geschäft im lebhaftesten Betriebe stünde und als ob man auf den einzelnen Kunden nicht anstehe. — Dieser noble Zug des kleinen Gewerbsmannes ist wohl auch anderswo zu finden, wie kann er sich da noch wundern, daß mit der Großindustrie nicht zu konkurrieren ist! Nicht in allem zwar, aber in gar vielem könnte die Werkstatt mit der Fabrik den Wettkampf erfolgreich bestehen, wenn der kleine Gewerbsmann arbeitfam, gewissenhaft, verlässlich und tüchtig wäre, wenn er solide Ware lieferte, Wort hielte und sich mit bürgerlichem Gewinn begnügte. Das aber ist auch eine Eigenschaft unseres Kleingewerbestandes zu Ober-Abelsberg, je weniger Arbeit ein Meister hat, desto

prohiger und teurer tritt er mit seiner Ware auf, als ob der einzelne Kunde, der ihm doch einmal zuläuft, den Ausfall der übrigen decken müßte.

Wenn die Fabrik schlecht und billig liefert, so liefert die Werkstatt zu Ober-Abelsberg schlecht und teuer; freilich lachen dazu die fremden Agenten, die im Orte Tag für Tag ihre Fabrikware anpreisen und gegen alle möglichen Vorteile absetzen. Sie siegen. Der einheimische Gewerbsmann kann schimpfen wie er will, mit Worten schlägt man keine Konkurrenz tot, nur mit tüchtiger Arbeit. Und die ist ihm zu unbequem.

Wenn der Ober-Abelsberger dann seine Kunden richtig verloren hat, so steckt er die Hände in die Hosentasche, pfeift eins und meint: „Mir ist alles eins, hab eh nichts dabei gehabt, bei diesem Geschäft, ich tu' nichts mehr.“ Und prokt weiter, gleichwohl er flüchtig bei der hinteren Tür hinaushuschen muß, wenn ein Gläubiger bei der vorderen hereingeht. Hochnasig hat er stets auf seine Kunden herabgeschaut und hochnasig wird er auch den Weg ins Armenhaus gehen.

Der Krämer von Ober-Abelsberg hat sich seit Ewigkeit auf einen Großkaufmann hinausgespielt, der Patrizier sieht nicht ein, warum er nun auf einmal mit dem lumpigen Kunden artig sein solle, warum er ihm in höflicher Gefälligkeit das ganze Pult mit Schnittware vollräumen solle zur Auswahl, da der Kunde dann im besten Falle doch nur einen halben Meter Segeltuch kauft. Der Mann vergißt, was seines Amtes ist, er vergißt, daß in dem Augenblicke, wo Kunden mit verschiedenartigen Bedürfnissen vor sein Pult

treten, er Krämer und nichts als Krämer ist, der den Käufern die-
nend gegenübersteht, gefällig mit ihnen zu verkehren hat und keine
Miene verziehen soll, wenn nach halbständigem Suchen und Wählen
in der Ware der Kunde, ohne etwas erstanden zu haben, zur
Tür hinausgeht. Diese Geduld und Selbstverleugnung gehört ein-
mal zum Geschäft und lohnt sich im ganzen immer auch mit klingen-
der Münze.

Der Jude weiß das besser. Und der Jude, der jetzt in Ober-
Abelsberg seine Bude aufgeschlagen hat, macht mit untertänigstem
Lächeln die besten Geschäfte, während der angestammte Kaufmann in
seiner stolzen Bürgerwürde finster unter dem Tore seines Hauses
steht und in schweren Sorgen ist wegen drohenden Konkurses. Weil
durch Preisgebung des Feldes jüdische Ware Eingang gefunden, so
gaben die unzufrieden gewordenen Ober-Abelsberger alle Schuld an
den schlechten Zuständen den Juden. So raffiniert wie der Jude
vorzugehen, meinten sie, dazu wäre ihre Bravheit zu groß.

Emsigkeit, Findigkeit, Klugheit, das ist mit der bürgerlichen Ehre
gar wohl vereinbar. Wenn dazu auch Fleiß, Arbeitsamkeit und
Promptheit kommt, dann kann's auch dem kleinen Gewerbsmann noch
glücken. Arbeitsamkeit, Verlässlichkeit und Sparsamkeit ist der beste
Antisemitismus. Nur schade, daß es die Ober-Abelsberger nicht
glauben wollen. Sie gedenken mit Schreien und Schimpfen ans Ziel
zu kommen, nur wird dieses Ziel ein anderes sein als das, welches
sie meinen.

So leidenschaftlich die Ober-Abelsberger seinerzeit gegen den
Klerus gewettert hatten, wie sie das in schwachen Stunden auch heute

noch tun, so sachte und sicher sanken sie in seine Hände. Auch ihr Kampf mit den Juden wird ein ähnliches Ende nehmen. Wer den Ort am feinen Schnürchen führt, sie ahnen es gar nicht und lassen sich ruhig führen. Aber im Wirtshause wird gewettert und geprahlt wie vor und eh. Und immer wieder das Wirtshaus.

In unserer Zeit hat sich das Land für Fremdenbesuch eingerichtet, Städte, Flecken und Dörfer rüsten sich lebhaft zur Aufnahme von Sommergästen. Auf diese „narrische Mode“ schaut nun Ober-Abelsberg mit ganz besonderer Geringschätzung nieder. Man merkt diese Geringschätzung gleich, wenn man seine schlechten Steige, grundlosen Wege, schmutzigen Plätze, verwahrlosten Brunnen, dumpfigen Gasthäuser sieht. Auf Plätzen und freien Angern kein Baumschatten, keine Ruhebank. „Wenn die Fremden kommen, so sollen sie sich ins Wirtshaus setzen, da haben sie Schatten und Bank.“ In diesem weisen Satze gipfelt ihre ganze Fürsorge für die Fremden. Trotz dieser Geringschätzung trachtet doch ein Gasthaus dem anderen den Fremden wegzustibitzen, wenn sich einer am Bahnhofe zeigt, und sie raufen fast um ihn und suchen scheelsüchtig einander zu verdächtigen. Hat man aber einen Fremden im Wirth, dann wird er auch tüchtig geschmürt. In nichts ist Ober-Abelsberg so modern, als in den Preisen.

Also ist es dahin gekommen, daß auf diesem Bahnhofe außer geldgierigen Agenten, die den Bürgern des Ortes das Brot von ihrem eigenen Tische wegschnappen, kein Fremder mehr aussteigt.

Von Jahr zu Jahr wird es stiller in Ober-Abelsberg. Die Gewerbe lösen sich auf, die Geschäfte sperren zu, die Häuser bröckeln ab,

lassen Regen sichern durch ihre Beobachtung. Viele Bürger dieses schönen Ortes irren in der Welt umher. Wenn sich draußen einmal zwei begegnen, so suchen sie sich rasch unkenntlich zu machen, denn sie schämen sich voreinander.

Lieber Leser, der Erzähler ist diesmal ungemütlich geworden, nicht wahr? Und du suchst endlich auf der Landkarte nach diesem Oberabelsberg. Es steht wohl darauf — hat aber zumeist andere Namen.



Der Hauthosenkrieg zu Abelsberg.

Herr Dehrichson hat das Wort!“ rief der Präsident des Vereines für Konservierung deutscher Kultur in den norischen Alpen.

„Bravo!“ schrien viele Stimmen, denn Herr Dehrichson war ein beliebter Redner; was Wunder, er entstammte ja — wie sein Name zeigt — dem großen Volke, welches das Parlament erfunden.

Herr Dehrichson, ein schlanker Mann in tadellosem Salonanzuge und mit braunen, echt englischen Kotelettes an den Backen, bestieg ruhig die Rednertribüne, schob ein wenig die Rockärmel zurück, daß man die blendend weißen Manschetten mit den Diamantknöpfen sehen konnte, und begann in schlichter Weise:

„Hochansehnliche Versammlung!

Nach so glänzenden Ausführungen, wie wir sie eben von meinem geehrten Herrn Vorredner gehört haben, noch das Wort zu ergreifen, ist — ich leugne es nicht — ein kühnes Unterfangen. Wenn ich es dennoch tue“ — sein Blick ruhte einen Augenblick sinnend



auf dem Pult —
„so entschuldige
mich die hohe
Wichtigkeit der
Sache, die ich in
wenigen Worten
anzudeuten und
zu vertreten die
Ehre haben werde.
— Meine Herren!
Wir haben bis-
her einer Seite
unseres Volks-
tums viel zu
wenig Aufmerk-
samkeit geschenkt,

einer sowohl sozial, als auch politisch gleich wichtigen Sache, die ich in die eine Bezeichnung: Hauthosenpolitik zusammenzufassen mir erlauben möchte. (Bravo!) Die Hauthosen, meine Herren, sind in unserer Kleidung der einzige echte Rest altgermanischer Tracht. (Unruhe rechts.) Keine Nation hat es gewagt, die Hauthosen für sich zu annectieren.“

„Sansculotten!“ rief eine Stimme aus der Versammlung.

„Es ist das Wort Sansculotten gefallen,“ fuhr der Redner ruhig fort, „ich präzisire mich dahin, daß hier nicht von Hosen aus Menschenhaut, wie sie die Wilden oder Revolutionäre tragen, die Rede sein

kann, sondern von Hosen aus Hirsch-, Gems-, Vack- und Schaffellen, wie sie unsere wackeren Krieger tragen. Diese einzig natürliche Bekleidung kräftigt den Körper und gibt ihm jene Elastizität und Schönheit, wie keine andere Hülle es je imstande ist. Ich habe vorhin gesagt: die Hauthose sei sozial und politisch gleich wichtig. Sozial, denn sie fördert die Gewerbe, politisch, denn sie ist — ich möchte sagen — das germanische Glaubensbekenntnis. (Oho! rechts. Wacker! links.) Meine Herren! Wir müssen unserem inneren Drange auch äußerlichen Ausdruck geben. (Bravo!) Ich kann mir unter einem französischen Kostüm ein Mitglied des Vereines für Konservierung deutscher Kultur in den norischen Alpen nicht wohl denken.“

„Selber französisches Kostüm!“ rief einer.

„Allerdings,“ lächelte Herr Dehrichson in seiner gewinnenden Weise, „allerdings tragen wir alle heute die scheußlichen Pantalons und was drum und dran hängt, und eben dieser Umstand beleuchtet greller, als ich es vermag, das große Versäumnis, dessen sich unser Verein zuschulden kommen ließ. Aber das muß anders werden. Ich beantrage ein Subkomitee zur Einführung der urgermanischen, echt vollständigen und alpinen Hautkniehosen.“

Angenommen. Zum Vorsitzenden des Subkomitees wurde Herr Dehrichson gewählt.

Eines der begeistertsten Vereinsmitglieder, Herr Steffel, stets in allem Guten und Neuen voran, ein echter Fortschrittsmann, der niemals öffentlich sprach, hingegen aber stets gewohnt war, ohne Rücksicht auf die Spöttelchen oder sonstigen Widerhaarigkeiten seiner Zeitgenossen, das für wahr erkannte Wort anderer zur Tat zu machen — Herr

Steffel erschien bei der nächsten Vereinsitzung in Hauthosen. Die Tatsache war um so verdienstlicher, als sie große Mühe gekostet hatte. Aus Billigkeitsgründen hatte er sie bei einem Flickschneider bestellt. Der wagte sich kaum dran, bis der Herr Steffel versicherte: „Sie werden zahlreiche Kunden erhalten, Ihr Geschäft wird großen Aufschwung nehmen, denn die Hauthosen kommen jetzt in die Mode.“

Aber das Gelächter war unbeschreiblich, als Herr Steffel, eine ungegerbte, pelzige und knatternde Schafshauthose am Leibe, in die Versammlung trat.

Herr Deyrichson konnte kaum zu Worte kommen: Gegerbte Hauthosen hätte er gemeint, gewöhnliche Lederhosen, Knielederhosen, wie sie die Obersteirer und Salzburger tragen. Wenn Herr Steffel schon in einer ungegerbten Schaf- oder Ochsenhaut stecken wolle, was bedürfe es da der Rederei und des Schneiders, er stecke ohnehin seit jeher darin und werde sein Lebtag darin stecken bleiben.

Dieser Zwischenfall hatte aber nichts verdorben. Das Komitee war äußerst tätig, und die Knielederhosen kamen sowohl inner-, als auch außerhalb des Vereines bald in Schwung. Schöne, schwarzgefärbte Lederhosen mit weißen, auch grünen Nähten und Verzierungen trugen sie, an der Magengegend den reichgeschmückten Deckel, an den Knien die Hirschhornknopfreißen, an der linken Seite die Tasche für das Messerbesteck. Aber die Lederhosen gehören zu jenen Dingen, die nicht sehr schön sind, wenn sie sehr schön sind. Die Lederhosen müssen abgeschabt und abgewetzt aussehen und wenigstens an hervorstehenden Rundungen eine mausgraue Farbe haben. Ursprünglich wurden diese Schönheiten durch die Arbeit und die Zeit erzeugt; weil die Abels-

berger jedoch für körperliche Arbeiten keine besondere Vorliebe hatten und beim Zuwarten auf das Altern der Hosen Gefahr liefen, selbst alt zu werden, so mußten angebeutete Vorzüge künstlich erzeugt werden. Kurz, sie wurden erzeugt und die Hauthosen florierten.

Um diese Zeit tagte in Abelsberg die Handschuhmacherinnung. Bei derselben ergriff unter anderen der Vorstand das Wort und sprach zur Versammlung:

„Werte Innungsgeossen! Noch ein ernstes Wort im Namen unseres Handwerkes. Ihr wisst, daß die Hauthosen aufgekommen sind. Wir begrüßten in ihnen eine Hebung unseres Geschäftes. Doch siehe, da kommen die Schneider und arbeiten uns das Fell weg. Die Schneider haben aber nicht das Recht dazu. Das Fell gehört den Handschuhmachern! Wir müssen uns wehren um unser Fell! Wenn wir den Schneidern einmal das Fell überlassen, dann werden sie bei den Hosen nicht bleiben, sie werden auch Handschuhe nähen. Und es werden die Schuster und die Sattler kommen — sie arbeiten ja auch in Leder — und werden Handschuhe nähen, und wir Handschuhmacher können unser Handwerk einsalzen lassen! Ich beantrage eine Resolution gegen die Schneider!“

Einstimmig angenommen.

Am selben Tage tagte zu Abelsberg in der Stadt die Genossenschaft der Kleidermacher. Herr Dehrichson — denn er war Schneidermeister und beschäftigte ein Duzend Gesellen — nahm das Wort und sprach:

„Meine Herren!

Ich glaube nicht unbescheiden zu sein, wenn ich an meine erfolgreichen Bestrebungen erinnere, die Lederhosen in Schwung zu bringen. Ich dachte dabei in erster Linie an die Hebung unseres Geschäftes, das durch Import von Kleidern aus Paris ohnehin auf das Empfindlichste geschädigt ist. Nun mußten wir aber die sehr bedauerliche Erfahrung machen, daß sich ein fremdes Handwerk, ich meine die Handschuhmacher, über diese Branche hergemacht hat, um den Rahm abzuschöpfen, den wir ihnen gebuttert haben. (Sehr gut!) Meine Herren! Die Hosen gehören uns! Die lassen wir uns weder von den Frauen, noch von den Handschuhmachern nehmen. (Große Heiterkeit.) Wenn sie erst die Hosen hätten, dann würden sie auch die Gilets und Paletots nehmen und unsere ehrwürdige Kleidermacherkunst, die älteste auf Erden, wäre gewesen! Meine Herren! ich beantrage, daß wir vor den Handschuhmachern den Schutz des Gerichtes in Anspruch nehmen.“

Einstimmig angenommen.

Drei Wochen nach diesen Resolutionen war die gerichtliche Tagung. Mittlerweile hatten Schneider wie Handschuhmacher Lederhosen fabriziert, was das Zeug hielt. Die Konkurrenz begann bereits den Preis zu drücken und das beste Geschäft machten die Gerber, denen lediglich nur die Mode des Herrn Steffel gefährlich geworden wäre.

Bei der Gerichtsverhandlung waren die hervorragendsten Vertreter der Schneider-, wie auch der Handschuhmacherzunft anwesend, und beide Parteien salonmäßig herausgeputzt; jede wollte als die best-

gebildete scheinen und die andere durch Anstand, Höflichkeit und Würde übertrumpfen. Der Richter fragte nach ihren Beschwerden. Die Schneider sprachen im Sinne der Genossenschaftsrede ihres Herrn Dehrichson; die Handschuhmacher erhoben ebenfalls die uns bereits bekannte Beschwerde. Dabei wurden sie allmählich hitzig.

„Wir haben für die Hauthosen ein altes Privileg!“ riefen die Handschuhmacher.

„Privilegien sind seit der Gewerbefreiheit gefallen!“ sagten die Schneider. „Ihr seid Handschuhmacher und nicht Hosenmacher!“

„Wenn es auf den Namen ankommt,“ entgegnete ein Handschuhmacher, „so dürft ihr nicht einmal Hosen nähen, sondern bloß zuschneiden, denn ihr seid nicht Näher, ihr seid Schneider!“

„Wir sind Kleidermacher!“ sagte der Schneider, „wir könnten also auch Handschuhe machen, denn auch Handschuhe sind Kleider.“

„Macht ihr Hüte?“ fragte der Handschuhmacher giftig, „dürft ihr Schuhe erzeugen? Auch Hut und Stiefel sind Kleider, aber was würden die Huterer und Schuster dazu sagen? Oder die Strumpfwirker, wenn ihr für euere Kunden Strümpfe stricktet?“

„Ihr fanget euch in euerm eigenen Garn,“ sagte der schlagfertige Schneider; „wenn der Handschuhmacher Hosen macht, dann darf der Schneider Stiefel, der Schuster Lebkuchen, der Seifensieder Töpfe machen und der Töpfer rasieren! Dann hört alles auf. Ich aber sage, die Hosen gehören dem Schneider und nur dem Schneider allein!“

„Gut, ihr sollt sie haben!“ rief der Handschuhmacher, „aber die Haut werdet ihr uns nicht abziehen, das Fell werdet ihr uns nicht nehmen, das gehört einstweilen noch den Handschuhmachern, Gott sei Dank!“

„Ich bitte,“ versetzte der Schneider, „wer hat uns den Stoff vorgeschrieben, den wir verarbeiten dürfen? Wir können unsere Hosen aus Tuch und aus Leinwand, aus Seide und aus Leder erzeugen. Und wenn wir sie aus Fließpapier machen, wird uns kein Buchbinder dreintreden, und wenn wir sie aus Blech erzeugen, so wird's den Klampferer nichts angehen. — Vor einem Jahre haben uns die Kürschner an den Leib wollen, wir Schneider dürften keine Pelze machen. Na, denen haben wir heimgeleuchtet! Als ob ein Pelz kein Noth sein möchte! Als ob der Schneider keinen Noth machen dürfte!“

„Die Hosen sind verspielt!“ flüsterten die Handschuhmacher zueinander. „Unser beschränkter Titel allein macht's. Als ob wir nicht Fellner oder Häuterer heißen könnten, um aus den Fellen zu erzeugen, was wir wollten!“

„Und wir haben das Recht dazu!“ rief der Sprechwart der Handschuhmacher. „So wie der Tischler nicht allein Tische, sondern auch Kästen, Bänke, Schränke; der Schlosser nicht bloß Schlösser, sondern auch Maschinen, Hämmer und Bitter; der Wagner nicht allein Wagen, sondern auch Schlitzen; der Sattler nicht nur Sättel, sondern auch Kutschen und allerlei Riemenzeug verfertigt, so wird der Handschuhmacher nicht bloß Handschuhe, sondern auch Hosen aus Fellen machen.“

„Es ist so!“ stimmten die übrigen Fellner bei.

„Es ist ganz und gar nicht so!“ riefen die Schneider.

Jetzt erhob der Richter das Wort.

„Meine Herren!“ sagte er, „so werden Sie nie einig werden. Gut, die Schneider machen Hosen und die Fellner Handschuhe. Aber ich sehe hier, daß auch die Schneider Handschuhe an den Händen haben

und auch die Handschuhmacher Hosen an den Weinen. Einer kann eben des anderen nicht entraten. Darum Geduld miteinander! Der Handschuhmacher soll machen, was sich aus weichgegerbten Fellen machen läßt, und der Schneider soll aus jedem Stoff Hosen nähen dürfen, der dazu taugt. Das ist meine Meinung, und wem es nicht recht ist, der soll weitergehen."

Den Schneidern war's nicht recht, daß die Handschuhmacher Fellhosen machen durften, sie gingen weiter. Den Fellnern war's nicht recht, daß die Schneider weichgegerbte Tierhautkleider verfertigen durften, sie gingen auch weiter.

Das Obergericht entschied: Der Schneider darf Kleider machen - wovon, das ist seine Sache. Der Fellner darf die Felle verarbeiten wie der Will. Beide sollen machen, was sie machen können.

Aus war der Handel. Die Handschuhmacher hatten gesiegt. Aber Herr Dehrison erklärte bei einer nächsten Sitzung im Vereine für Konservierung deutscher Kultur in den norischen Alpen: Die Hauthosen erwiesen sich nicht als praktisch, sie ließen im Winter zu kalt und im Sommer zu heiß, und Ebenbildern Gottes gezieme es nicht, in Tierhäuten einherzuschreiten. Er beantrage die schlichte, ehrliche Tuchhose, wie auch der wackere Äspler in guter Lodengewandung den Unbilden der Witterung am besten Troß biete.

Der Antrag stand, die Hauthose fiel, und Friede war in der Stadt zu Abelsberg.



Das Unterhosenfest zu Abelsberg.

Beim Dichter erscheinen zwei Herren in Frack und Glacéhandschuhen.

„Haben die Ehre uns vorzustellen, hier Herr von Taffinger, Gasthofbesitzer. Meine Wenigkeit: Mayer, Kleideretablissement.“

Dichter: Womit kann ich dienen?



Herr Mayer: Wir kommen mit einer sehr großen Bitte. Sind aber der Zuversicht, daß in Anbetracht des schönen und gemeinnützigen Zweckes — Die Sache ist die: der verehrte Herr Doktor werden sich gewiß daran erinnern, daß in dem nächsten Herbst der fünfzigste Jahrestag seit der Einführung eines wichtigen, ja, ich sage höchst-wichtigen Momentes fällt. Eines Momentes, von dem ich nicht anstehe, zu behaupten, daß mit ihm eine neue Kulturepoche begonnen hat.

Dichter: Ah, Sie meinen das Eisenbahnwesen.

Herr Mayer (etwas kleinlaut): Ne, das Eisenbahnwesen meine ich nicht. Etwas weit Allgemeineres, Einschneidenderes, für das Individuum Wichtigeres ist's, etwas, das sowohl in sanitärer Beziehung, als auch aus Schönheits- und Bequemlichkeitsinteressen, vornehmlich aber aus Wirtschafts- und Wohlstandigkeitsgründen für jedermann von größter Wesentlichkeit ist. — Der Herr Doktor haben es doch schon erraten? Nicht? O, Schäfer! Der Herr Doktor tragen ja selber eine am Leibe — vermutlich.

Dichter (kurz): Ich bitte zu sagen, was die Herren wünschen.

Herr Mayer: Nun denn. Im nächsten Herbst jährt es sich das fünfzigste Mal, seit in hiesiger Gegend die Unterhose eingeführt worden ist. Die Herrenunterhose. Früher hat man nur die eine, äußere, getragen; mein Vater selig konnte sich noch recht gut erinnern, daß —

Dichter: Was geht das mich an?

Herr Mayer (etwas indigniert): O! das geht uns alle an! Es ist Sache der Menschheit. Kleider machen Leute. Und doppelte

Kleider — natürlich vervollkommen den Menschen in doppeltem Grade. Gedenken Sie mit der einem Poeten von Gottes Gnaden zur Verfügung stehenden Phantasie gütigst der Zeitepoche, wo der Mensch noch kein Weinkleid besaß, und die Wichtigkeit des Gesagten wird klar vor Augen treten. Erinnern sich der Herr Doktor der Sanktulotten! der französischen Revolution, Gott behüte uns davor! Kurz, wir glauben nicht allein berechtigt, wir glauben es unserer Zeit, unserem Volke schuldig zu sein, dem Grundpfeiler aller Zivilisation und Gesittung, der Hose, ein großes Gedeknfest zu weihen. Es hat sich demnach ein Komitee zusammengetan, um im nächsten Herbst auf unserer Stadtwiese —“

Herr Tasflinger: An welche mein Gasthausgarten grenzt —

Herr Mayer: Ein großes Volksfest zu veranstalten. Die Vorarbeiten dazu sind natürlich jetzt schon im Zuge, und somit kommen wir im Namen des Komitees vertrauensvoll an den Herrn Doktor heran mit der recht inständigen Bitte, derselbe möchte uns in seiner gewohnten Liebenswürdigkeit das Festgedicht verfassen.

Dichter: Zum Unterhosenfest?

Herr Tasflinger: Ganz recht, nennen wir es so. Sehr gut. Das wird ziehen. Ich verspreche mir einen großartigen Erfolg. Auch haben wir den Chefredakteur des „Abelsberger Wochenblattes“ in das Festkomitee gewählt, damit wir alle in der Zeitung genannt werden.

Herr Mayer: Ihr Festgedicht soll sehr günstig rezensiert werden, ich garantiere Ihnen dafür.

Herr Tasflinger: Auch ein großes Bankett gibt es, mit Toasten.

Vielleicht wollten Herr Doktor so gefällig sein, den Toast auf das Komitee zu übernehmen.

Herr Mayer: In diesem Falle würde ich mir gestatten, meinen Trinkspruch auf unseren gefeierten Dichter auszubringen.

Herr Taslinger: Es kommt alles in die Zeitung. Selbst wenn wir uns, was Gott verhüte, blamieren sollten, in der Zeitung wird Ihnen das so glänzend herausgeputzt werden, daß den Abwesenden nur so die Zähne wässern sollen nach dem Defizit, das wir machen!

Herr Mayer: Spaß apart, es wird ein echtes Volksfest werden. Volksspiele natürlich: Stangenklettern, Kapfelschießen, Ringstechen, Nationaltänze in Nationaltrachten und ein Festzug —

Herr Taslinger: Ein Festzug, wertester Doktor, daß Ihnen Hören und Sehen vergehen soll! Die Feuerwehr, die Turner, die Radfahrer in ihrem schmucken Kostüm; der Gesangverein mit einer eigens für das Fest komponierten Weibehymne; der Bolapükklub mit allen Weltsprachen und hinterher der Stenographenverein, der mit dem Schreiben nachkommt.

Herr Mayer: Von dem Festzuge werden auch photographische Aufnahmen gemacht!

Herr Taslinger: Und Ihr Festgedicht soll auf Velinpapier gedruckt unter dem Volke verteilt werden.

Dichter: Meine Herren, wie stellen Sie sich so ein Festgedicht vor? Soll ich das zweifüßige Weinkleid in fünffüßigen Jamben besingen? Oder dünkt es Ihnen, besonders bei der im Waschen eingehenden Wolle der Jägerhosen, vorteilhafter, den Streckvers anzuwenden?

Herr Mayer: Doctoren, Sie haben uns nicht verstanden. Die Hofe ist Nebensache, wir wollen einfach ein Volksfest haben, damit Fremde kommen, damit Geld unter die Leute kommt, damit wir uns wieder einmal unterhalten in dieser traurigen Zeit. Der Inhalt des Festgedichtes bleibt ganz Ihre Sache. Besingen Sie die Freude, die Lust, den Tanz, das Spiel —

Herr Taflinger: Das Essen und Trinken —

Herr Mayer (schalkhaft): Die hübschen Weiber —

Herr Taflinger: Besingen Sie alle sieben Todsünden in Verslein, ha, ha — damit's Heße gibt!

Dichter: Wohlan, meine Herren, ich besinge die sieben Todsünden in hübschen Verslein.

Herr Taflinger (sich die Hände reibend): Das wird reizend! Wir sind Ihnen sehr verbunden!

Dichter: Ich werde meine Arbeit rechtzeitig fertig haben. Leben Sie wohl.

Der Dichter nahm sich zusammen. Er wendete seine ganze Grazie auf, suchte seine glühendsten Farben zusammen, um das Laster in seinem vollen Reize zu besingen. Er besang im Trinken den Durst, die Blut des Weines und so weiter. Er besang im Spiele die Gelbfreude, den Gewinn und so weiter. Er besang in der Liebe die Sehnsucht, die Bier, den Ruß und so weiter. Er besang das Fest, die Fahnen, Triumphbögen, Illuminationen, den Champagner, die Komitees und so weiter. Es ward ein großes, in leidenschaftlicher Herzensglut geschmiedetes Zeitgedicht.

Dann schickte es der Dichter ans Festkomitee. Schon am nächsten Tage kam das Gedicht wieder zurück, begleitet von dem folgenden Schreiben:

„Euer Hochwohlgeboren!

Vor allem unseren verbindlichen Dank für die so prompte Lieferung des Festgedichtes. Was nun aber dessen Inhalt betrifft, so ist zwar der erste Teil ganz reizend und vollkommen zweckentsprechend. In Bezug auf die Lösung des Poëms hat das Komitee die Arbeit für nicht genügend befunden. Sie haben uns insoferne mißverstanden, als Sie die Freude und Lust zwar auf das reizendste zur Darstellung bringen, allein leider auch die weniger erfreulichen Folgen schildern, welche durchaus nicht geeignet sind, die Feststimmung zu erhöhen. Sie beschreiben z. B. nicht bloß den Genuß des Weines, sondern auch den Ragenjammer, nicht bloß die Süßigkeiten der Liebe, sondern auch das im Leben allerdings nicht zu leugnende, daraus folgende Ungemach. Sie beschreiben nicht bloß das Vergnügen des Gewinnes beim Spiel, sondern weit lebhafter noch die Verzweiflung des Verlierens; Sie beschreiben nicht allein das glänzende Fest, sondern auch das Defizit desselben, und weisen darauf hin, daß man in so ernster Zeit, als die unsere sei, inmitten des Elends so vieler Volksklassen, bei dem drohenden allgemeinen Bankerotte keine glänzenden Feste feiern. Sie nennen das einen Tanz ohne Takt. Sie sprechen von Leuten, die in der Verblendung ihrer grenzenlosen Eitelkeit keine Ahnung hätten von der Sittenlosigkeit und Schamlosigkeit, die in solchem Treiben

liege. Euer Hochwohlgeboren werden selbst einsehen, daß solches nicht die Sprache eines Volksfestes sein kann und daß wir gezwungen sind, für Ihre Bemühung dankend, Ihr sonderbares Festgedicht abzulehnen. Mit dem Ausdruck usw.

Das Festkomitee.

Der Dichter hatte bei Durchlesung dieses Schreibens ein wenig geschmunzelt. Da nun aber das Gedicht doch einmal da war, so wollte er es auch veröffentlicht wissen. Allein das „Abelsberger Wochenblatt“ bringe prinzipiell keine Gedichte, hieß es in der Ablehnung. Es hatte dafür auch keinen Raum. Denn die Beschreibung des Festes füllte die Seiten. Da waren aufgezählt alle Fahnen, die aus den Häusern gehangen, aller Namen derer, die sie gefärbt, genäht, in Handel gebracht, ausgehikt hatten; der Weber, der sie gewebt, wurde vergessen, wogegen er schon am nächsten Tage bei der Redaktion Beschwerde führte, bis auch sein Name nachgetragen war. Und es wurde jeder und jede in die Zeitung gedruckt, die gesungen, gepfiffen, gestrampft, gejodelt hatten, auch jeder, der für den Freitisch eine Semmel oder für das Glückspiel einen blechernen Taschenspiegel gespendet hatte, las sich fettgedruckt in der Zeitung, und als beim Festmahle einer nieste und ein anderer „Zur Genesung!“ rief, verbuchte solches das „Abelsberger Wochenblatt“ als eine großartige Parteidemonstration.

Damit war der Beweis hergestellt, daß das herrliche Fest in allen seinen Teilen auf das Beste gelungen ist und alle Teilnehmer desselben es zu den schönsten Erinnerungen zählen werden.

Der Dichter aber hatte sich von dieser Zeit an in Abelsberg unmöglich gemacht, doch ging er nicht davon, gleich jenem Festkomiteemitgliede, welches vor Entsetzen über das Defizit nach Amerika durchgebrannt war.



Das Altweiberdiner im Grand-Elegant-Hotel.

Auf dieser Welt gibt es nicht leicht etwas Gefährlicheres, als wenn ein ungebildeter, bislang dürftiger Mensch plötzlich zu Gelde kommt. Wenn einer in den Graben fällt und sich den Fuß bricht, so kann er schlimmstenfalls sein Lebtag lang auf der Krücke gehen müssen, bleibt aber im übrigen ein normaler Mensch. Wenn einer aus dem Kahn ins Wasser stürzt, so wird er entweder gerettet und bald wieder trocken, oder er ertrinkt, was man für das Sterben abrechnen kann, das ihm auch sonst nicht ausgeblieben wäre. Wenn aber ein gewöhnlicher Mensch plötzlich viel Geld kriegt, so kann er ein Narr werden. Denn nicht alle werden durch Geld reich, manche werden durch Geld auch arm. Arm und dumm und manchmal auch noch etwas anderes. Daß sie ihre Arbeitslust verlieren, daß sie dem Hochmute verfallen, ist schlimm, daß sie sich dann aber zu Tode langweilen oder die tollsten Streiche machen, ist schlimmer. Und daß sie manchmal aus braven Leuten sogar zu Lumpen werden, ist am schlimmsten.

Ich kannte eine Kleinhauslerfamilie: Vater, Mutter, Tochter. Er war Weinwarendrehler, doch das Geschäft ernährte kaum seiner

Mann, geschweige des Mannes Frau und der Frau Tochter. Sie hungerten sich stumpfsinnig dahin, und endlich kündigte ihnen der Eigentümer des Wohnhäuschens die Miete, die sie nicht mehr bezahlen konnten. In dieser bedenklichen Lage gewann der Weindrechsler durch den Anteilschein eines Loses die Summe von sechstausend Gulden. Bravo, blinde Dame Fortuna! Doch gewiß einmal an die rechte Stelle getroffen. — Wir wollen sehen.

Der Mann zahlte sofort den rückständigen Zins, daß sie im Häuschen wohnen bleiben konnten, dann huben die Freuden an! Nein, die Wünsche. Der Frau ein rotes Seidenkleid, der Tochter ein blaues. Dem Manne eine goldene Taschenuhr. Dann ein Köflein und Wagen für die Kirchfahrt am Sonntage. Auch ein Knecht dazu und ein schöner, stattlicher Hund. Der Frau ein großer Wandspiegel, ein Putztisch, eine rote Sammethaube mit Pfauensehern. Der Tochter ein feiner Kleiderschrank mit vergoldeten Leisten. Echte Spitzen, Schuhe aus amerikanischem Leder, ein japanesischer Fächer aus weißer Seide, indische Spezereien und ein Silberkäfig mit einem Papagei. Dem Manne ein Reitsattel, ein Jagdanzug, ein englisches Schußgewehr. Der Frau ein chinesisches Fußteppich, der Tochter ein kostbares Halsgeschmeide; dem Manne ein Kanapee nach Rokokomuster. Und als sie mit diesem und ähnlichem ihr Dasein sehr schön geschmückt hatten, dachten sie daran, daß sie vergessen hätten, sich das Häuschen zu kaufen oder auch nur auf eine Weile die Miete dafür voraus zu bezahlen. Die Frau sagte, das müsse alsogleich geschehen; die Tochter meinte, nicht diese armselige Hütte solle man kaufen, sondern ein hübsches Stadthaus, und der Mann bekannte, er kaufe

weber die Hütte noch das Stadthaus, denn er habe kein Geld mehr. — Hernach kam der Eigentümer des Häuschens, wies sie hinaus, und nun stand die Familie mit ihrem Plunder auf der Gasse und hatte kein Obdach. Es war jetzt schlimmer als je — nicht bloß arm, sondern auch lächerlich.

Ob man denn gerade ein Weindrehler sein muß, um es so und ähnlich zu machen? Ob man nicht auch ein Kaufmann, ein Beamter, ein Gewerbsmann, ein Soldat, ein Baron oder Graf oder dergleichen sein könne, um es gerade so zu treiben? Die Antwort kostet nur einen Pfennig, aber ich bleibe sie schuldig.

Ich erzähle lieber einen anderen Fall, der seltener ist und so spaßhaft und wunderbarlich, daß man ihn für die Dichtung eines Schelmes halten könnte. Man soll nur nicht vergessen, daß nicht bloß Schälte und Schelme dichten können, sondern auch der Zufall, das Geschick, die Verhältnisse, die mit einem närrischen Menschen manchmal in übermäßigster Weise wirtschaften.

Der Mann, von dem hier die Rede sein soll, war in seiner Jugend Holzfäller gewesen, dann war er Holzhändler geworden, zuerst kleiner, dann größer, endlich einer von solchen, die man nicht mehr Händler, sondern Lieferanten nennt. Als er in seinem vierzigsten Jahre einmal sein Vermögen prüfte, erschrak er daß. Er war Millionär. Sofort gab er alles Geschäftliche auf und fand es hoch an der Zeit, sich an den Genuß zu machen.

Jetzt, das verstand aber der gute Mann nicht. Es gehört eine feine Bildung dazu, ein Vermögen froh und artig genießen zu können. Das plumpe Dreinfahren überfättigt zu rasch. Man muß den Sekt

in dünnen Zügen schlürfen, nicht saufen wie der Dohse das Wasser. Manchem Emporkömmling, der reiten will, ist kein Roß hoch genug, so setzt er sich auf den Elefanten.



Um so viel war der Holzhändler klüger als der Weindrechsler, daß er sich vor allem ein Haus kaufte. Und zwar eines in der Stadt. Das erste war, daß er an seinem Palais die Türen und Fensterrahmen vergolden ließ. Zwischen den vergoldeten Fensterrahmen schaute er dann im kirschroten Schlafrock und mit langer Pfeife heraus, lachte wohlwollend oder auch spöttisch auf die Vorbeigehenden nieder; und sah er auf der Gasse eine hübsche Frau vorübergehen, so winkte er ihr in leutseligster Weise mit

der Hand Grüße zu, als wäre sie eine alte Bekannte. Zu seinem Geburts- wie auch zu seinem Namenstage gab er große Gastmähler, zu welchen er den Stadthauptmann, den Dompfarrer, den Zeitungsschreiber, den Mauteinnehmer, seinen Schornsteinfeger und seine von ihm oft beschäftigten Dienstmänner einlud. Er warf und goß den

Gästen die Himmelsgaben — üppig, üppig waren sie! — nur so vor, führte dabei mit schreiender Stimme das Gespräch, erzählte uralte Schwänke und machte auch selber Witze. Je mehr sie lachten, desto mehr gab's Wein, und desto feineren. Es war zu gemüthlich!

Herr Kragerl, so hieß er, war, so hieß es, ein gutherziger Mann. Er hatte in seinem Hause ein junges, dickes Weibsbild, von dem niemand recht wußte, in welchem Verhältnisse es zu ihm stand. Ein Schwesterkind! versicherte er. Plötzlich aber wollte er dieses Schwesterkind heiraten. Der Pfarrer sagte, das ginge nicht, der zu nahen Blutsverwandtschaft wegen. Ein Schwesterkind! „Wieso!“ fragte Herr Kragerl, „ein Schwesterkind ist es freilich, aber nicht von meiner Schwester, sondern von der Schwester meines Hausmeisters.“ Der Pfarrer fand aber noch andere Hindernisse, das Paar zu trauen, es ging nämlich das Gerücht, daß Herr Kragerl schon verheiratet sei. „Verdammt, was geht das ihn an,“ hatte Herr Kragerl darauf gesagt, „wenn ich zwei Weiber habe, so ist das ja nur mein Schadel!“

Zu Trotz beschloß er nun, die Angelegenheit eigenmächtig zu schlichten. Er veranstaltete im ersten Hotel der Stadt, im Grand-Elegant-Hotel, ein festliches Mahl, bei welchem er die Hausgenossin feierlich für seine Frau Gemahlin erklären wollte. Er lud dazu alle Freunde und ihm erreichbaren Honoratioren ein, die Tafel war für vierundzwanzig Personen bestellt. Am vorletzten Tage schickte ihm aber der Vizebürgermeister und der Stadthauptmann und der Oberrichter eine Absage zu, bedauernd, verhindert zu sein, bei dem Festmahle zu erscheinen. „Auch gut! Sehr gut! Ausgezeichnet!“ rief Herr Kragerl tiefbeleidigt, „ich brauche das hochnasige Volk nicht.“

Sollen alle zu Hause bleiben. Alle! Alle diese hochnasigen Einfaltspinsel!“ Und er schickte dem Stadtphysikus und dem pensionierten Obersten Bumberger und dem Stadtschreiber Feberler und allen übrigen Herrschaften Abfagebriefe: sie könnten zu Hause bleiben, er wolle schon Ersatz finden! — Die so abgelehnten Gäste wußten nicht, wie das gemeint sei, blieben aber sehr gerne zu Hause.

Der Herr Kragerl begab sich in einem unnummerierten Zweispänner zum Besitzer des Grand-Elegant-Hotels und berichtete ihm, daß das Mahl für vierundzwanzig Personen nicht stattfinde; daß der Wirt aber sofort ein viel glänzenderes für achtundvierzig Personen veranstalten solle. Es habe vor einiger Zeit bei der Anwesenheit des Landesfürsten ein Festdiner stattgefunden, geradeso solle der Wirt auch diese Tafel machen. Silberne Löffel, goldene Löffel, kristallene Becher, Tischwäsche mit echten Stickereien, vier zwölfarmige Randelaber, drei riesige Blumenvasen mit seltenen exotischen Gewächsen: Menu nebst anderem nicht zu vergessen der Trüffelpasteten, Fasanen, Nachtigallzungen, der feinsten französischen Weine; vor allem Champagner, unverfiegbar viel Champagner. Zum Schluß die pikantesten Käsesorten und echten Mokka! Kurz alles, was rar und nobel, koste es, was es wolle.

Nachdem im Grand-Elegant-Hotel die Festtafel dergestalt angeordnet war, verfügte sich Herr Kragerl in das städtische Armenamt. Dort brachte er seinen Wunsch vor, er bedürfe für den nächsten Tag achtundvierzig alte Weiber. Die häßlichsten, die bissigsten womöglich. Es geschehe ihnen nichts, er stelle sie unverfehrt, wie er sie erhalten, wieder zurück, er wolle ihnen nur ein Mittagsbrot zuteil werden lassen.

Zu Ehren seiner Verlobung achtundvierzig Arme speisen — alle Achtung! Die Achtundvierzig wurden bewilligt, lauter Beteilte und Pfändnerinnen aus dem Armenhause.

Sie wurden bestellt für den nächsten Tag in das Grand-Elegant-Hotel um sechs Uhr zum Diner. Einige der Geladenen wußten nicht recht, was das sei, ein Diner, ob sie mit etwas beteilt würden oder ob es eine neue Hunde- und Katzensteuer gebe. Andere wußten wohl, daß es sich um ein Mittagsmahl handle, welches ein edler Wohltäter aufstischen lasse, aber sie wußten nicht, sei die angegebene Stunde sechs Uhr morgens oder abends gemeint. Eine alte Frau, die einmal in besseren Verhältnissen gelebt hatte, klärte die übrigen darüber auf, daß in vornehmen Kreisen die Leute um zwölf Uhr mittags Morgen hätten, und um sechs Uhr abends Mittag, und um zwölf Uhr nachts Abend, und um sechs Uhr morgens Mitternacht.

Trotzdem sah man an dem festgesetzten Tage schon bald nach zwölf Uhr mittags etliche Weiblein um das Grand-Elegant-Hotel schleichen und spähen, ohngeachtet der Gastgeber bekannt gegeben, er würde die Gäste vor sechs Uhr in ihren Wohnungen mit Wagen abholen lassen.

So kam die Stunde. Der große Festsaal des Grand-Elegant-Hotels war feenhaft beleuchtet. An den drei Kronleuchtern zweihundert elektrische Flammen, Glühlichter, an vier goldenen Armleuchtern achtzig Wachskerzen, deren Funken in den Eßgedecken hundertfach wiederstrahlten. Die Tafel war in Halbrundform und von kunstvoll geschnitzten Sesseln umstanden. In den silbernen Tafelaufsätzen lebendige Palmen, Orchideen und indische Rosen. In mächtigen

Kristalltassen auf Goldständern quollen über die üppig schwellenden Früchte: Orangen, Feigen, Mandeln, Trauben.

An den mit Marmor belleideten Wänden standen starr wie aus Holz geschnitz, achtundvierzig buntlibrierte Lakaien.

Nun kamen die Wagen angefahren, flinke Diener öffneten den Schlag, griffen galant den alten Damen unter die Arme, um ihnen herauszuhelfen und sie in den Festsaal zu begleiten. So torkelten sie denn hinein, und manche tat einen Pfiff oder stieß ein helles Kreischen aus, als sie die unerhörte Pracht sah. Die meisten waren in ihrem verschliffenen Anzuge, der in schlappen Falten niederhing. Einzelne hatten auch Hauben mit feuerroten Bändern auf und sonstiges Glitterwerk an der buckligen, verkorpelten Gestalt. Graue stechende Auglein, scharfe Geiernasen, zahnloser Mund und langes Kinn waren vorwiegend, es gab aber auch gemüthliche Stumpfnäschen und runde Rotwängelschen darunter, deren Kunzlein schwerer zu zählen wären, wie die Haare auf dem Haupte. Fast jede hatte ein zierliches Handkörbchen bei sich, und etliche trugen mit aller Sorgfalt am Arm oder unter dem Muff ein Hündlein oder ein Käglein.

Die Beherzteren traten vor, verneigten sich vor den Lakaien wie vor Heiligenstatuen und begannen dann lästernen Auges die Schätze der Tafel zu prüfen.

Da erschien die Herrlichkeit. Herr Kragerl, mit dem breiten, hochgeröteten Gesichte verschmizt lächelnd, trat ein, an seinem Arm das Schwesterkind. Er war in elegantestem Schwarz, nur daß er im Knopfloch eine Rose stecken und am biden Hals eine großartige zinnoberrothe Masche trug. Als er die Handschuhe auszog, sah man

die Brillantringe an seinen fleischigen Fingern. „Sie“ prangte in lilienhaftestem Weiß. An den nackten Armen aber trug sie so massige Reifen, daß ein harmloses Weiblein erschraf, weil es glaubte, die schöne Frau wäre einer Kerkerfessel entkommen und habe die Ringe noch an sich. Auch am Halse trug sie schwere Ketten von Gold und Perlen, und an den Ohrläppchen hatte sie lange Schellen baumeln, die das hellste Feuer ausblitzten. Das Unangenehmste an dieser Person war den betagten Frauen das Gesicht, denn selbiges war jung und glatt wie das einer Puppe. Die „Braut“ schien sehr munter und schnippisch, streckte das Brätzchen sofort nach einem Frühstücksteller aus und nahm eine Handvoll Knackmandeln, die sie theils in den Sack ihres Herrn Bräutigams steckte und theils über die versammelten Gäste hinwarf.

Herr Kragerl grüßte seine Geladenen mit hoher Grandezza. Auf ein Zeichen von ihm wurden an der Wand die bunten Figuren lebendig, jede bemächtigte sich eines Weibleins, führte es an einen Sessel und schob diesen hinten an. So saßen sie und obenan der Herr Kragerl und seine Braut — wie König und Königin. Das Mahl hub an. Als der Bediente mit dem Lachs Brett zu kurfieren begann, griff die erste nach demselben und anstatt sich von dem Tier ein Stückchen herabzuschaukeln, glaubte sie, das ganze Ungetüm gehöre ihr, bis sie von der Nachbarin eines Besseren oder vielmehr eines Schlechteren belehrt wurde. Weil im Fische ein Dolch steck, so erhob sich bei Tische sofort das Gerücht, er sei meuchlings ermordet worden.

Herr Kragerl war in bester Laune und ergötzte sich sowohl an der Bier, mit welcher die armen Leutchen zu essen begannen, als auch

an der Ungeschicklichkeit, mit der sie die Dinge handhabten. Er ließ Wein einschenken. Anfangs nippten sie schämig, allmählich versuchten sie kühnere Züge, und endlich tranken sie „nach Durst“. Als das Wildbret und der Fasan kam, steckten etliche einen Bissen um den anderen heimlich unter den Tisch hinab; war auf dem Schoß das Körbchen nicht, so lauerte dort das Hündlein oder das Käzlein, begierig nach den außerordentlichen Gaben schnappend. Manchmal knurrte eines oder das andere ein wenig, worauf die Eigentümerinnen tödlich erschrafen, bis der freundliche Gastherr sie ermunterte, aus ihren Lieblingen kein Geheimnis zu machen; er selbst legte den Arm um seine Braut.

„Verdammt!“ sagte er zu dieser, „wenn ich jetzt unsere gespreizten Hochnasigen herbeiwünschen könnte, daß sie sähen, wie man auf sie pfeift, und daß es bei den alten Weibern gemüthlicher zugeht, als bei ihnen.“

Als der Champagner kam, wollten die Diener still aufmachen, aber der Herr Kragerl rief: „Verflucht! Nur fest knallen lassen!“

Da ging's los zu allen Seiten wie in einem Kleingewehrfeuer, daß sich die alten Frauen ihre Ohren zuhielten und sicherten vor Angst und Behagen. Herr Kragerl zog seinen Frack aus, schleuderte ihn hin, und wie er so in flatternden Hemdärmeln war, hob er sein Glas auf und schrie: „Verdammt noch einmal meine Herrschaften! Wir müssen doch anstoßen auf meine Frau Gemahlin! Ich bin nicht abergläubisch, uns werden die alten Weiber nicht Unglück, sondern Glück bedeuten. Gott gib's! Vivat! Hoch!“

„Hoch!“ piepften die einen.



„Hoch! Hoch!“ kreischten die anderen.

„Hoch! Hoch! Hoch!“ schrien endlich alle aus vollem Halse.

Aber mit den Champagnergläsern konnten sie nicht umgehen, den größten Teil gossen sie sich ins Gesicht, daß er niedertroff am spizen Kinn, wie bei Tauwetter die Wassertropfen von den Eiszapfen.

„Teufel!“ rief der Herr Kragerl, „Bedientenvoll, faules, dummes! Könnt ihr den Wein nicht in die Kübel schütten?“

Die Diener warfen aus den metallenen Eiskübeln das Eis, gossen sie voll Champagner, und diese Gefäße gingen nun in der Runde herum, daß sie alle daraus tranken wie aus dem Kruge das Wasser. Die Hunde und Katzen waren ihren Verstecken längst entsprungen und tummelten sich bereits auf dem Tische um.

„Verdammt!“ rief der Herr Kragerl, „die Amurln werden auch Durst haben! Saugt! Saugt, bis euch das Fell platzt! Euch gönne ich's! Die Hochnasigen sind mir viel zu schlecht! He Vivat!“ Und er setzte den Tieren einen Kübel Champagner vor.

Die mit fetten Bissen gesättigten Wesen hatten freilich Durst. Sie schnupperten, sie pfusterten, sie leckten, sie tranken, sie soffen, und dann hub ein Miauen und ein Keifen und ein Wellen an und ein Schnattern und Jetern der Weiber, daß es unbeschreiblich ist. Es ist auch unmöglich, die weiteren Vorgänge zu schildern; unter dem Gejohle des edlen Gastgebers fanden Szenen und Ereignisse statt, die alle Bewohner des Hotels zusammenlockten und sogar die Leute von der Gasse herein, unter denen auch etliche Polizeimänner waren, die dem Spuk ein Ende machten.

Die Dinge spitzten sich hierauf so zu, daß Herr Kragerl mit dem

Schwesterkinde es für geraten hielt, sein Domizil freiwillig zu ändern. Sein Andenken aber, gipfelnd im Altweiberdiner im Grand-Elegant-Hotel, wird in jener Stadt noch lange bestehen als lehrreiches Beispiel, was gewisse Abelsberger Naturen imstande sind, zu vollführen, wenn sie Geld haben.



Wie der Blindschleicher zu einer gekommen ist.

Der Blindschleicher war ein hübscher Bursche — aber dumm. Man sollte also meinen, daß er bei den Weibern sein Glück gemacht hätte. Aber die Oberabelsbergerinnen sind ein besonderer Schlag; „keinen Bibling allein mögen sie nit“, wie eine ihrer Wortführerinnen einmal dargetan hatte.

„Ich bin ja kein Bibling (Kumpf) nit!“ hatte sich hierauf der Blindschleicher scharf verteidigt.

„Du bist ein Bibling!“ rief sie, „weil du keinen Kopf hast.“

Daß er alsogleich mit beiden Händen nach dem feinen griff, war ein Beweis, daß sie Recht hatte.

Bestätigt hatte den Umstand erst die Militärkommission bei der Rekrutierung. Den sechs Schuh langen Kerl ließen sie heimgehen, weil er um einen Kopf zu kurz sei.

Indes wußte der Blindschleicher recht gut, daß man die Weiber nur mit Schmeicheleien besticht; und daß zum Schmeicheln und Courtschneiden gerade nicht viel Kopf dazu gehört, das weiß männiglich.

Aber der hübsche Gärtnergehilfe hatte nachgerade gar nichts Gangbares in seinem Oberteil — und gar nichts ist doch zu wenig. Er war süß wie eine gezuckerte Feigensuppe. Wenn er ausging, hatte er seine Knopflöcher voll Rosen und Knospen. Wenn schon eine Rose reizend ist, wie sie andere tragen, meinte er, so würden mehrere wohl noch reizender sein. Alsdann die Haare mit Schweinesfett glatt und glänzend gemacht, und wie ein fescher Wiener an beiden Ohren „Sechser“ gebreht! Aber einmal zeigte ein vorbeitreibender Kuhhirt nach ihm und sagte: „Das ist ja kein Sechser!“

„Was denn?“ fragte der Blindschleicher.

„Das ist ein Fünfer!“

Das wollte den Gärtner schier verdrießen, denn es war ihm, als ob man in der Bauernschaft auch einfältige Leute „Fünfer“ nenne. Und hatte hierin nicht Unrecht.

Das Halstuch trug der hübsche Bursche stets in Fahnen, und zwar in hellfarbigen. Das zeigt Flotttheit an und lockt die Mädchen. Doch anstatt der Mädchen gingen die Truthühner auf ihn los, die ihn öfter als einmal gackernd durchs halbe Dorf jagten.

Mit Männern war er etwas ungeschlacht und wich ihnen gern aus, weil sie ihn entweder aufzogen oder unbeachtet ließen, je nachdem sie übermütig oder ernsthaft waren. Bei den Weibern tat er gar holdselig, und oftmalß seufzte er in sich hinein: „Ich möcht' eine haben! Wenn ich nur eine kunnt kriegen!“ Lange Zeit hatte er nicht gewußt, warum das Plangen war, aber allmählich sicerte das Gefühl in einem Punkt zusammen, und endlich wuchs es sich heraus, warum er eine haben möcht! Nämlich, daß er sagen könnte: „Wenn ihr mich auch

hänfelt, kriegt' hab' ich doch eine!" — Besonders eine war, vor deren Angesicht er zerschmolz, wie Butter in der Sonne.

Das war die Rothruben-Liese, Jungmagd im Baunhof. Das war die Lebfrischeste im Gau, und nach der stand sein Sinn.



Aber der Blindschleicher klagte es seinem Freund, dem Nachtwächter, als sie in einer Nacht durch das stille Dorf hinschritten. „Mein Mensch,“ klagte er, „du glaubst mir's nicht, was ich für ein Kreuz hab'. 's ist eine Schand' und ein Spott, wie mir nach der Rothruben-Liese plangt!“

„So greif' zu!“ riet der Nachtwächter.

„Greif' zu, Narr, wenn sie nichts von dir wissen will!“

„Von mir brauchst sie nichts zu wissen. Ich hab' meine Alte höllisch fest an mir.“

„Von mir will sie nichts wissen!“ sagte der Blindschleicher. „Was ich ihr schön tu', Freund! Und sie! Wenn ich sag' zu ihr: Liese, guten Morgen, Liese! so sagt sie: Leck' Salz! Und wenn ich sag': du bist so viel schön, Liese! so sagt sie: Und du bist so viel geschick, Burschl.“

„Und gefreut dich das nicht?“ fragte der Nachtwächter.

„Wie kann's mich denn freuen, wenn sie nachher wieder sagt, sie mag nur einen Dummen. Das ist schon eine Verschwefelte, die Liese! Und wenn ich ihr ein Rößlein geben will und sag': So bist du, wie das Rößlein da, so rot bist du, und so gut riechst du, und so scharf stichst du! — nimmt sie mir das Rößlein so lieb aus der Hand und hält es der Weiß hin zum Fressen.“

„'s hat elf geschlagen!“ rief der Nachtwächter laut, „und du, mein lieber Blindschleicher,“ setzte er leise bei, „du mußt es ganz anders angehen, wenn du eine haben willst.“

„Ich möcht' schier verzagen,“ klagte der Gärtnerbursche, und es war ihm traurig ums Herz, hell zum Weinen. „Und wie oft hab'

ich ihr schon gesagt: Goldene Liese! Diamantene Liese! hab' ich gesagt, du schmeckst wie Butter und Honig, ich streich' dich auf mein Brot, ich freiß' dich vor lauter Gernhaben, hab' ich gesagt, ich küsse dir die Fußsohlen und salbe dir die Fersen mit meinem Bart, habe ich gesagt, wie das Sauertraut in dem Kübel, so kannst du mich treten mit deinen Füßen und mit den Knien mich zerquetschen, wie du willst, von dir tut mir gar nichts weh. Du kannst mir mit deinen Armen den Hals zusamm'schnüren und mich mit deiner Wang' ersticken, 's tut mir gar nichts weh, du bist mein himmlisches Paradeiserl. — So schön hab' ich gesprochen, denn ich, wenn ich einmal anfang'! Bedenk' mein glutheißes Blut, hab' ich gesagt!"

"Und was hat sie Antwort geben?"

"Geh' zum Vader aberlassen, hat sie mir Antwort geben. O, sie ist ein Stein, mein Mensch, sie ist ein Stein."

"Sei getröstet, Junge," sagte der Nachtwächter, der ein braver und erfahrener Mann war. "Wenn sie ein Stein ist, so laßt sich was machen. Steine hebt man nicht mit Winseln und Streicheln, mein Holder. Den Stein auf dem Erdboden muß man erst mit einem tollen Stoß locker machen, dann kann man ihn heben. Verstehst mich?"

"Meinst, daß ich ihr in die Seiten rennen soll, der Liese?"

"Nicht ganz so scharf. Es gibt auch Gleichnisse auf der lieben Welt, mußt du wissen, und wenn ich dir zum Beispiel sag': du bist ein Esel, so ist das nicht gerade aufs Wort gemeint, es ist nur ein Gleichnis."

"Ja, ja," versetzte der Blindschleicher, "schau, wenn du mir so was sagst, so verstehe ich's leicht, du bist auch nicht grob, und

du bist mein liebster Freund. Aber wenn ich nur 's Mädel haben kunnt!“

„Die Weiber,“ so belehrte jetzt der Nachtwächter, indem er stehen blieb und sich auf seinen langen Spieß stützte, „die Weiber sind eine ganz besondere Art Gottesgeschöpf. Der erste Mensch, der ist dem Gottschöpfer nicht gar gut geraten, wie's halt schon geht, so lang man's noch nicht in der Hand (Übung) hat. Ist ein simpler Mann d'raus worden. Aber der zweite Mensch, der zweite — muß betrachten — der ist ihm schon besser geraten, ist gar was Wunderliches d'raus worden, viel anders beschaffen, als der Mann — so viel fein, so viel fein. Ich sag' dir's kurz: der Mann ist des Gottschöpfers Lehrbubenarbeit, das Weib ist sein Meisterstück. — Sie haben ihre Eigenheiten, daß es gar nicht zu glauben ist! Aber ich kenne sie doch, die Weiber, ich kenne sie! So ein alter Nachtwächter, mein Lieber, der alle Stund' der Nacht sein Aug' offen hat, der kennt die Sachen! Wenn du eine mit Feinheiten und Süßigkeiten nicht gewinnst, so denke, daß man alle Vögel nicht mit Zucker ködert. Versuch's mit deiner Liebe, beleidige sie einmal. Nicht so halb und halb, sondern tüchtig; tu' ihr was an, daß sie an dich denkt und daß sie was schmerzt, wenn sie an dich denkt; sie wird schon aufhören zu hänseln, du wirst ihr nicht mehr gleichgültig sein, sie wird dich vielleicht sogar hassen, aber, mein Freund, du muß wissen, daß der Haß viel näher bei der Liebe steht, als die Gleichgültigkeit. Ich kunnt dir Geschichten erzählen, wo just die größte Lieb' mit Born und Schmerz angefangen hat. Und das meine ich mit dem Stoß, und daß der Stein nur einmal locker wird. Eine derbe, rücksichtslose Mannesstat, mein Lieber! Pro-

bier's mit der Liese, verlieren kannst nichts. — Es hat zwölfse g'schlagen!"

Ob die Stunde schon aus war, ist nicht erhärtet, aber gerufen hat er sie. „Denk' nach darüber,“ sagte er noch.

Der Blindschleicher ging seiner Wege und traf umfassende Vorbereitungen, darüber nachzudenken. Er ging stundenlang zuerst den Bach entlang; aber wie kann einem denn was einfallen, wenn das Wasser so rauscht! Dann schlich er über die Felder, da waren es wieder die Grillen, oder es stand dort eine schwarze, rätselhafte Gestalt, die möglicherweise ein Geist sein konnte. Zwar hatte ihm der Schulmeister einmal gesagt: „Blindschleicher, ich gebe dir mein Wort, vor einem Geist kannst du sicher sein!“ — aber wer weiß! Es ist ja doch ganz sündhaft, so in der stillen Nacht was ausdenken, wie man der Liebsten was Böses antun kann. „Reinetwegen, auf die Sünd' schau' ich nicht, wenn ich sie nur bekom!'“

Erst als er in seiner Kammer die Stiefel auszog, fiel's ihm ein: „Auf dem Kirchweg, wo es alle Leut' sehen, schlagst ihr einen Hapsel (ihr ein Bein stellen, einen Fuß ausschlagen), daß sie auf die Straßen fällt.“ Als er jedoch im Bette lag, gefiel ihm diese Sache nicht recht. Da ist's vielleicht vernünftiger, er tut das, was der Holzfranzl seiner untreuen Geliebten einmal getan hat, er führt sie ins Wirtshaus und läßt ihr abgescmälzte Zwetschkenkörner vorsetzen. Nur ist es wahrscheinlich, daß die Liese gar nicht mitgeht. Am tiefsten freilich, meinte er, würde er ihr damit weh' tun, wenn er hinginge und sagte: „Liese, du liebst mich nicht, lebe ewig wohl, ich geh' sterben!“ — Das war ein Gedanke! Der Blindschleicher erschraf nachgerade darüber,

daß in seinem Haupte ein so gewaltiger Gedanke aufgestanden war, der konnte darin kaum aufrecht stehen, er stieß überall an — schließlich tat dem armen Burschen der Kopf weh, und am nächsten Morgen, als er aufstand und die helle Sonne auf die Blumen des Gartens schien, war er sich darüber klar: Blindschleicher, vom Sterben sagst nichts.

Derselbe Tag war ein Sonntag, er zog also ein strammes, aschgraues Beinkleid an, eine gelbgeblümete Weste mit der kirschroten Krawattenfahne darüber, besteckte die Knopflöcher des blauen Jacketts mit Rosenknospen, auch das braune Rundhütchen mit Rosmarin, strich die Haarfächer in zierlichster Ordnung gegen seine beiden Wangen heraus, tat dem sprossenden Bärtlein etwas zugute, und wie ihm nun der Spiegel bestätigte, daß er unwiderstehlich sei, schwoll sein Herz plötzlich in der Ahnung: „Blindschleicher, heut' ist ein besonderer Tag, heut' wirst du eine kriegen!“

Es war ein fast feierlicher Gang hin durch die schattige Kastanienallee gegen die alte Kirche, und bei diesem Gange nahm er sich vor: am heutigen Nachmittag will er die Diefse auffuchen und schwer beleidigen. Sie weint, sie schmolzt, er bittet ihr's ab, dann steht die Sache schon ganz anders. — Sollte aber dieses äußerste Mittel bei der Rotruben-Diefse nicht verfangen, so tut er auf sie nicht weiter spekulieren, sondern beleidigt eine andere. Beleidigen läßt sich eine jede, das ist das wenigste!

„Da geht schon wieder der Dirndljäger!“ kicherte ein loser Junge, als der Blindschleicher an einer Gruppe von Burschen halb hochmütig, halb besangen vorüberflich. Den, der da gerufen, möchte er nun



auch beleibigen, aber doch um ein anderes, als die Mädchen.

Als er zur Kirche kam, wo sie gerade zum Hochamte läuteten, so daß sich die Leute zur Thür hineindrängten, tat als guter Christ auch der Blindschleicher mit. Und wie er im Gedränge so zurückblickte, wer's denn hinten gar so eifrig habe, sah er ganz nahe an sich — die Liese. Sie kicherte mit mehreren Burschen, die sich neben sie herandreschten. Der Blindschleicher sah den Weibbrunnkessel, worin jeder die Finger eintauchte, um sich und die Fernerstehenden, die nicht zum Kessel gelang-

gen konnten, zu besprengen. In dem Augenblicke fiel dem Gärtnergehilfen ein: Jetzt tu' es, jetzt beleidige sie. Tauchte seine gehöhlte Hand ins Wasser, rief: „Da ist auch eine, der man den Teufel austreiben muß!“ und schüttete der Notruben-Diese den ganzen Inhalt der hohlen Hand ins Gesicht.

Die Diese tat einen Atemstoß, sagte hell und laut: „Er ist schon herauf!“ und versetzte dem Burschen mit klatschender Hand eine auf die Wange.

Und das ist die Geschichte, wie der Blindschleicher zu einer gekommen ist.





Wie eine als Ehefrau ausging und als Jungfrau heimkam.

Zum kleinen Noidei machen wir eine große Einleitung.

Da war ein grünes, fruchtbares Thal. In demselben lebten Weiber lauter Weiber, und alles übrige war unbekannt. Außer dem bißchen gegenseitiger Scheelsucht und außer dem bißchen Tratsch war keine Unterhaltlichkeit. Aber auch der Tratsch war sehr mager, er hatte keinen rechten Stoff. Der Mensch muß zweiköpfig sein, dann erst ist es ein Vergnügen, seine Sünden durchzuhecheln.

Eines war aber dabei, ein junges, kühnes Weib, das wollte nicht
Die Abelsberger Chronik.

mit tun, sondern trieb sich einsam auf besonderen Wegen um. Sie empfand, daß sie einsam war, ohne zu wissen, daß sie zweifam sein könnte. Gegen Sonnenaufgang des Tages war ein hohes Gebirge. Und weil jeden Morgen darüber eine Sonne aufging, so meinte das einsame Weib, es müsse dort was Heißes dahinter stecken. Sie versuchte daher mehrmals, das Gebirge zu besteigen, aber sie kam nicht hinauf. Wohl brachte sie von ihren Ausflügen mancherlei seltsame Sachen mit. Einmal eine Alpenrosenknospe, die erst an ihrer Brust sich entfaltete, einmal das Horn eines Steinbockes, das sie sich an den Kopf setzte, wohin es aber nicht passen wollte. Ein andermal brachte sie ein länglich-rundes, gesprenkeltes Ding, das keines der Weiber kannte. Es ging von einer Hand in die andere, bis das Ding plötzlich barst und ein Vöglein herausprang, daß sie anfangs erschrafen, sich dann aber höchlich daran ergötzten.

Nun zogen die Weiber selbänder in das Gebirge, um Vogelnester zu suchen und Eier auszuheben; aber der Einsamen wurde dieser Spaß bald langweilig, sie strebte von den Engtälern gegen die Höhen empor und immer weiter hinauf. Einmal blieb sie sehr lange aus, als sie wieder zurückkehrte, wußte sie aber auch was zu erzählen.

Sie sei so weit hinaufgekommen, bis der Boden unter ihren Füßen auf der anderen Seite wieder abwärts gegangen. Jenseits des Gebirges sei auch ein Thal, und aus demselben seien ganz eigenartige Wesen heraufgestiegen — große, knochige Menschen, und hätten Haare im Gesicht.

Ob sie gefährlich wären?

Für den ersten Augenblick schienen sie sehr gefährlich. Einer sei

wie wütend auf sie hergeföhren, aber die Sache sei nicht sehr schlimm gewesen. Alsdann seien die absonderlichen Menschen in ihr Thal hinabgegangen, und sie — die Einsame — sei diesseits herabgestiegen.

Auf solche Mär wurden die Weiber höchst aufgeregt, und sie stiegen höher und höher hinan in das Gebirge, mutvoll bereit, die Ungeheuer aufzusuchen.

Mittlerweile hatte sich auch im jenseitigen Tale unter den bärtigen Wesen das Gerücht verbreitet, daß sich hinter dem Gebirge Geschöpfe aufhielten, den Menschen höchst ähnlich und doch nicht mit ihnen vergleichbar. Sie seien ganz unheimlich glatt und zart, und ihr Anblick könne wahnsinnig machen. Alsogleich waren auch sie entschlossen, über so eine Nachbarschaft nähere Erfahrung einzuholen; sie stiegen ihrerseits das Gebirge hinan — und oben auf dem Rücken, wo liebliche Hochmatten waren, trafen sie sich.

Die neue Bekanntschaft fiel zur gegenseitigen Zufriedenheit aus, und bevor sie sich trennten und jeder Teil wieder in sein Thal stieg, verabredeten sie über Jahresfrist eine neue Zusammenkunft auf den Hochmatten des Gebirges.

Und so ward es, daß sie Jahr für Jahr oben zusammentamen, die Weiber des diesseitigen und die bärtigen Wesen des jenseitigen Tales, und daß sie allemal einen Monat beisammen blieben auf dem Gebirge, um den milden Sonnenschein und den Wohlhauch der Alpenblumen zu genießen.

Allmählich erschienen im Tale der Weiber winzig kleine Geschöpfe, im ganzen den großen ähnlich. Die Mädchen blieben bei den Weibern, die Knaben wurden in das Thal ihrer Väter geschickt. — Und es ent-

wickelte sich ein großes Geschlecht, gewaltig an Körperkraft und an Seelenglut, Herzensglut. —

Diese tropische Sage von der Entdeckung der Männer und von dem jährlich nur einmal übersteigbaren Gebirge zwischen den beiden Geschlechtern kann uns nachdenklich machen. Wir haben es besser und sind schlimmer daran. Nichts entmannt den Mann mehr, als die beständige weibliche Gesellschaft. Die Leidenschaft und Glut der ersten Liebe, welcher noch allerlei Hindernisse unter die Füße geworfen wurden, wird lahm, sobald das Ziel ohne jeglichen Kampf täglich erreichbar ist. Wird lahm und matt und langweilig, und wie mancher wünschte sich zwischen sich und seiner trauten Ehehälfte ein hohes Gebirge.

Zwar würde bei der heutigen Ausbildung der Touristik schließlich weder der eine noch der andere Teil den Jahreslauf abwarten, sondern wöchentlich ein- oder gar zweimal eine Bergpartie machen. Oder es müßten die Mittel der Technik daran, um Tunnels zu schaffen durch das Gebirge, um so das Leben, welches unsere Vorfahren in seltenen, aber scharfen Dosen genossen, für den Alltagsgebrauch zu verdünnen und zu verwässern.

An die Sage der Entdeckung der Männer erinnere ich mich jedesmal, wenn ich in jene Gegend unseres Vaterlandes komme, in welcher die Weiber jährlich einmal auswandern, um, wie es heißt, sich Männer zu suchen.

In der Umgebung von Abelsberg ist es herkömmlich, daß im Juni und Juli die Dienstmägde ihre Dienstorte verlassen, um in den „Schnitt“ zu gehen. Sie haben sich das von ihren Dienstherrn zum Vorbehalt gemacht und ziehen in den Sommermonaten, solange

zu Hause das Getreide noch nicht reif ist, ins Unter- oder Vorderland, wo die Wachtel lustig schlägt im Kornfeld, wo das Korn schon der vielen fleißigen Sicheln harrt, und wo sich die Schnitterinnen ein Stück Geld verdienen können.

„Sie gehen Männer suchen,“ ist der Spott, den man ihnen von daheim nachsendet. Und es geschieht in der That zuweilen, daß die eine oder die andere einen mit heimbringt oder selber nicht mehr zurückkommt, oder wenigstens nach dem abgelaufenen Dienstjahre wieder ins Unterland zieht, wohin sie die Wachtel lockt. Bei mancher freilich ist es nichts weiter, als daß sie nebst ihrem vollen Geldtäschchen nur noch ein anderes Andenken mit nach Hause bringt, das dann die Lust und das Leid — das Verhängnis ihres Lebens wird. Derlei geschieht häufig — die Kornraden und die Rohnblumen, die in den Halmen wachsen, brennen gar so rot. Außerst selten geschieht es, daß eine als Ehefrau in den Schnitt zieht und als Jungfrau heimkehrt. Einmal ist das doch geschehen.

Der Schneidermeister Benjamin hatte seine dritte Frau genommen — ein kleines, jugendfrisches Weibchen — die Moidei. Selbstverständlich nahm er's heikel mit seiner Kleinen, und, wie er ein zwar nicht mehr junger, aber ein vierschrötiger Kerl war, so wußte er den übrigen Männern in solcher Sache Respekt einzuflößen, und auch seiner Moidei. Diese ließ sich's mit dem eingeflößten Respekt genug fein und hielt sich soweit brav. Das Schlimme jedoch war, daß der Meister erwerbshalber darauf angewiesen war, sein junges Weibchen zur Hochsommerszeit in den Schnitt zu schicken. Vier Wochen weg sein vom eheleiblich angetrauten Manne! Draußen im Land gibt's

allerhand Leut', und so ein Weiberblut kann man nicht zwingen: der muß dir gefallen und der darf dir nicht gefallen, und dem mußt du eine auf die Backen versetzen, wenn er zutunlich werden sollte. O, die Weiber, wenn sie fortgehen! Lassen sie ihre Treue beim Manne daheim, so gehen sie treulos fort, und nehmen sie die Treue mit sich, so kommen sie oft ohne solche heim. Die Moidei nimmt sich selber mit, nimmt sich ganz mit! In ihrem Kopf wird freilich der Ehemann noch ein Weilschen hocken, aber bei ihren Augen werden andere Männer hineingucken, bei ihren Ohren werden feste Bursche hineinsingen und flüstern, an ihre Nase werden vorwitzige Zungen duftende Rosen halten, und wenn sie in solcher Not den heiligen Namen des Ehemannes anrufen will, da wird man ihr mit härtiger Lippe den Mund verschließen, mit heißem Begehr umschlingt sie den Mann, der eben erst zehn Stunden weit weg war

So spintifizierte der Meister Benjamin. Und wenn sie wenig Geld heimbringt vom Schnitt: du mußt dich nicht gar viel verlegt haben aufs Schneiden! Hast keine Zeit dazu gehabt? — Und wenn sie viel Geld heimbringt: ist das alles fürs Kornschneiden?

Die Moidei war nun draußen in Urlaufen und schnitt Korn auf den Dorfäckern; ihren Unterstand hatte sie beim Küster genommen.

Warum juist beim Küster? fragte sich der Meister Benjamin, warum nicht beim Wirt, beim Schuster oder sonst wo? Was ist der Küster für ein Mensch? Ein alter Junggefelle. Ein frommer Mann natürlich. Gott, diese Betbrüder, das sind gerade die Argsten. Man kennt diese Leute, wie sie in der Kirche mit ihrem Klingelbeutel zwischen den Weibsbildern herumschleifen und „Vergeltsgott“ sagen,



ohne daß was hineingeworfen wird. Der Küster von Urlaufen ist noch nicht „fünzig“, hat — wie man hört — stets Backen und Kinn glatt rasiert und hat seinen Bartkranz hinten am Halse wie die Schifferleute. Die den Bart so tragen, das sind allemal die Schlimmsten. Eine Glage soll er haben, aber die rückwärtigen Haare nach vorn gekämmt, damit man die Glage nicht sieht! Warum tut er das, als weil er noch jung sein will? Und warum will er noch jung ausschauen, als um Weiber zu betören? — Und bei diesem Gauch

wohnt sie, die Moidei! Einen Brief schreibt sie an den Heimgespöns: es ginge ihr soweit gut. Vergißt aber die Marke darauf zu kleben, daß er Strafporto zahlen muß.

Endlich ist der Schnitt vorbei, die Moidei kehrt heim, springt dem Meister Benjamin an die Brust und packt ihr Geld aus. Es ist nicht zu viel und nicht zu wenig. Ist verdächtig! Warum sie's gar so genau macht! Wenn die Weiber so zärtlich sind und so akkurat, da haben sie was zu verdecken. — Zudem wird gemunkelt, der Wind weht so mancherlei Anspielungen hin und her vom Küster in Urlaufen und seinem Stübel, er hatte nur eins; wohl auch einen Heuboden, aber auf den gingen die Leute nicht ein. Das ward dem guten Meister Benjamin endlich zu arg. Er kannte zwar den Küster nicht, so wie er auch von diesem kaum gekannt sein konnte, aber eine gerade Verständigung ist zwischen Männern am besten. Der Meister schrieb dem Küster einen Brief von wegen der kleinen Moidei, und was an der Leute Neben sei? und er, der Küster, würde schon noch erfahren, mit wem er's zu tun habe! und unterstrich die Worte, weil man sie im Briefe nicht schreiben kann.

Der Küster in Urlaufen war bei Empfang des Briefes stark verblüfft. Was der mit seinem Dirndel für Geschichten macht, da! dachte er. Soll's nicht schneiden ausschicken, wenn er nachher Angst hat, sie könnt' unters Stroh kommen. Das ist der „Weltsgott“ dafür, daß ich sie aus Christenpflicht auf meinem Heuboden schlafen laß, daß das unerfahrene Ding nicht Schaden leidet. Soll ein anderzmal der Alte selber mitgehen und sein Parasol halten übers Mädcl, daß sie ja keine Sommersprossen heimbringt. — Und weil er ein gutes Ge-

wissen hatte, wie es jedem Küster geziemt, so nahm er allsogleich ein Blatt Papier und schrieb an den Schneidermeister Benjamin:

„Ich unterzeichneder bestedige Mit mein Heiligen eid und bey der Küster-Ehre son Urlaufen, daß die Schniderin Maria-Moidei mein Hauß als jungfrau verlassen hat.

Johann Sappel
Küster zu Urlaufen.“

Einen solchen Brief muß man sich doch hinter den Spiegel 'ecken. Meinst du's nicht auch, Meister Benjamin?



Die Geschichte vom fünffachen Schwein.

„Heut' hab' ich meine Alte verkauft!“ Solches waren die ersten Worte des Bauers Johann Birnkistler von Oberabelsberg, als er zur Türe hereinging.

Sein Weib trat ihm würdevoll entgegen und sagte: „Mit so dummen Späßen ist's mir lieber, du gehst hinaus als wie herein!“

Nahm er sie um den Hals und sprach: „Weiberl, du hast unrecht verstanden. Dich kann man nit verkaufen, das heißt, einen Menschen darf man nit verkaufen — und will auch nit, will nit. Na na, meine alte Sau hab' ich verkauft.“

Das Weib fuhr sich mit beiden Händen an die Brust: „Jetzt gibt's mir einen Stich im Herzen. Die Nutsch hast hergegeben? Himmlischer Vater, die Sau hat er verkauft! das ist aus der Weis, das ist ganz aus der Weis. Was ist jetzt zu machen? Jetzt hat er sie ver-



tan und fragt mich nit! hast sie hergegeben? Nein, das laß ich nit angehen, das laß ich nit! — Wieviel Geld hast denn kriegt für sie?“

„Einen ganzen Haufen!“ flüsterte der Birnkisler seiner Ehegesponsin zu, und dabei machte er ein verdammt verschmitztes Gesicht.

„Aber wie denn? Wie denn, um Gotteswillen!“ rief sie.

„Nach der Meß,“ so erzählt er, „geh' ich zum Kirchenwirt auf mein Seidel, weißt, das mir der Oberdorfer Vaber verordnet hat, wegen meines Leberleidens. Und weil mir der Abelsberger Doktor auch ein Seidel angeraten hat, nau, so hab' ich zwei getrunken. Dabei denk' ich mir: warum sich denn alleweil nur von den Doktoren raten lassen, einen guten Rat kannst dir doch auch selber einmal geben, und trink' auf meinen eigenen Rat das dritte Seidel. Der

Kirchenvirt sagt, der Mensch müßt' auch in der Medizin Maß halten, und bringt mir das vierte Seidel und fragt mich so nebenbei, ob ich kein Schwein zu verkaufen hätt'. Ich hab' aus unserer Alten kein Geheimniß gemacht, und daß sie schon seit Allerheiligen in der Mast steht, und daß sie nit viel nachgeben wird von zwei Zentnern. Er legt mir achtzehn Taler auf den Tisch, und ich leg' ihm die Sau auf den Tisch, heißt das, schlag' ihm sie zu."

„Bist ein Narr!“ schrie jetzt das Weib. „Die kugelrunde Speckfeiste um achtzehn Taler!“

Der Birnkisler kümmerte sich nicht viel um ihren Ausruf, sondern fuhr fort zu erzählen: „Wie ich nachher durchs Dorf herauf geh', schreit mir der Fleischhacker nach, ob ich nicht ein fettes Schwein stehen hätt' im Stall? Ah versteht sich! sag' ich. Ich trau' dir, Birnkisler, sagt er. Ist nit das erste Geschäft, was wir miteinander machen und soll auch nit das letzte sein. Jetzt vor den Feiertagen brauch' ich Fleisch. Zwanzig Taler auf die Hand dafür, unbeschaut! — Ist recht, sag' ich.“

„Aber Tepp, wenn du sie dem Kirchenvirt hast verkauft!“ rief das Weib.

„Heroben beim Stiegelkreuz,“ erzählt der Birnkisler weiter, „sitzt der Kalbeltreiber von der Neudorf. Das Umherlaufen in so einem Patzschwetter hätt' er schon satt bei seinen gichtischen Weinen. Ob ich ihm kein Schlachtschwein wüßt! Zahlen tät' er gut. Ich weiß eins, sag' ich, denn was soll ich unsere Alte verleugnen. Der Speck allein zwei Zentner, sag' ich und hab' auf der Stelle vierundzwanzig Taler auf der Hand.“

Das Weib des Birnkisler ringt die Hände. Dreimal hat er sie verkauft! Dreimal! Der schlechte Mensch! Der Betrüger! — Aber es war nicht lange Zeit zum Ehrabschneiden. Die Tür ging auf, der Nachbar Breitenbichler kam schwerfällig hereingestampft. Sollt' doch ein wenig abrasten, lud der Birnkisler ein. Ja, das Kasten sei ihm nicht zuwider, entgegnet der Nachbar und setzt sich an den Tisch. „Die Lauferei jezt,“ jezt er bei, „die wird mir eh schon zuwider. Meiner Tochter Ehrentag auf die nächst' Wochen, du weißt ja. Bis man alles beisammen hat für achtzig Gäste. Eine feiste Sau geht mir noch ab. Hab' gehört, Nachbar, du hättest eine im Stall. Wollt' dir nit zu sparsam sein.“

„Ist recht, gehen wir sie anschau,“ meint der Birnkisler, „wenn man dem Nachbarn einen Gefallen kann erweisen, warum denn nit?“

Eine Viertelstunde später war das Schwein verkauft an den Breitenbichler um fünfundzwanzig Taler.

Später, als der Johann Birnkisler mit seinem Weibe allein war, leerte er in eine Holzschüssel seine Säcke aus, sie waren voll Taler, deren siebenundachtzig hatte er! Seit ich auf der Wirtschaft bin, hab' ich noch keine Mastsau um einen solchen Preis verkauft, war sein süßes Denken.

„Eingesperrt wirst!“ rief das Weib.

„Warum?“ fragte er entgegen. „'s hat ja keiner gefragt, ob das Vieh mein gehört. Jeder nur: ob ich nit im Stall eine feiste Sau stehen hätt' — was ja wahr ist — und gleich das Geld her. Ein Narr, der nit angreift heutzutag!“

„Aber Todl, alter!“ zeterete sie und kam ihm mit ihren fuchteln-

den Händen sehr nahe. „Ich hab' sie ja verkauft, die Sau, heut' Vormittag, dieweil du aus bist gewest. Der Rößelwirts knecht hat zugefragt. Fünfundzwanzig Taler und fünf Silbergroschen extra als Ruchsgeld.“

„Nachher hätten wir ja weit über hundert Taler gelöst fürs Vieh!“ jubelte der Birnkisler.

„Der Rößelwirts knecht holt sie in etlichen Tagen,“ berichtete das Weib.

„Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst.“

„Und die anderen? Die vier anderen?“

„Geh, Alte, laß mich aus!“ murrte er, „allemaal, wenn man heimkommt, machst du so Geschichten. Ich will jetzt Ruh' haben!“ Und ging hinaus aufs Heu, wo er sich niederlegte.

Am nächsten Tag, als der Birnkisler frisch ausgeschlafen hatte und ihm der gestrige Handel einfiel, kam ihm die Sache etwas bedenklich vor. Das wäre ja beinahe, als ob er sein Schwein fünfmal verkauft hätte! Indes nahm er erklecklich viel Medizin für seine kranke Leber zu sich, und diese Medizin war auch ein gutes Mittel gegen das beißende Gewissen.

Und eines Tages wird es lebendig bei dem Birnkislerhause. Den Fahrweg herauf kommt der Kirchenwirt mit einem Stock; den Fußsteig durch den Schachen her steigt der Fleischhacker mit dem Hunde. Am Feldrain heran trottet der Kalbeltreiber von Neudorf mit einem Strick. Durch den Kohlgarten herab trabt der Nachbar Breitenbichler mit seinem Knecht, und die Straße her fährt der Rößelwirts knecht mit Roß und Wagen.

Als unsere Eheleute solche werthe Gäste kommen sahen, ließen beide die Arme herabhängen und murmelten ganz gleichzeitig: „So, jetzt ist die Sau fertig!“

Der Johann Birnkisler hatte aber immer gute Einfälle, so sagte er auch jetzt: „Am gescheitesten ist's, wir geben sie gar keinem, verleugnen sie und schlachten sie selber.“

„Ich weiß schon, was ich tu',“ versetzte sie, „ich sag', was wahr ist, daß du verrückt bist worden, das Schwein gehört dem Köffelwirts knecht und dich sollen sie ins Narrenhaus stecken.“

„Bedank mich recht schön!“ antwortete er und verneigte sich vor seiner Lebensgenossin.

„Also, dumme Lepp, was ist sonst zu machen!“ schrie sie, denn einesteils tat er ihr doch leid, und die Gefahr drohte im höchsten Grad. „Zum Schlagtreffen ist's!“

„Ich weiß was!“ flüsterte er, als die Männer draußen schon über den Hausanger gingen, „ich weiß was. Mich trifft der Schlag.“ Er fiel hin auf das Fleck. „Ich bin schon tot. Ded' mich zu und sei trauernde Wittwe.“

Das verstand sie. Es war schreckbar toll, aber manchmal ist die Tollheit das klügste.

Als sie einer nach dem andern zur Thür hereintraten, hörten sie das herzzerreißende Klagen der Birnkislerin. Händeringend stand sie vor der verhüllten Leiche! „Vor einer Stunde noch frisch und gesund und jetzt mausetot, o ihr heiligen vierzehn Nothelfer, steht uns bei!“

„Ueberleidend ist er schon lang gewesen,“ meinte der Kirchenwirt.

„Die Leber wird angeschwollen sein und wird ihm das Herz zerdrückt haben.“

„O Gott, der arme Mensch hat schon lang' einen Stein auf dem Herzen gehabt!“ jammerte das Weib.

„Dann ist's Weinstein gewesen,“ warf der Fleischhacker ein. Und so ergingen sie sich in Mutmaßungen, woran und wieso der Johann Birnkistler so plötzlich des Todes verstorben sei. Der Köffelwirts-knecht nahm sich endlich einen Anlauf zu folgender Rede: „Es tut sich zwar frei nicht schicken, Birnkistler-Bäuerin, daß der Mensch bei einem solchen Unglück von Geschäftsfachen spricht. Freilich könnt' ich ein anderes Mal kommen, aber der Weg ist weit, und weil ich mein Köhlein schon bei mir hab' heut' — weißt, Bäuerin, um das Mastschwein wär' ich da, das ich dir vor etlichen Tagen abgelaufen hab'.“

Sie wehrte mit der flachen Hand ab: „Gott, ja, nimm's, nimm's, steht eh draußen im Stall. Lasset mich nur jetzt mit solchen Sachen in Fried!“

Nun rückten aber auch die übrigen mit ihrem Vorhaben heraus, das Weib wies gegen den Stall, und sie wunderten sich baß darüber, daß der Birnkistler fünf Mastschweine stehen habe unter seinem Dache. Freilich erwies diese weltgläubige Annahme sich nur zu bald als Trugschluß. Es fand sich nur ein einziger Stall vor und in diesem nur ein einziges Schwein und als Rest nur noch die Gewißheit, daß die Käufer geprellt seien. Der Fleischhacker wollte Lärm schlagen, allein der sittsame Breitenbichler erinnerte an die Achtung, die man einem Toten unter allen Umständen schuldig sei. Die Strafe habe ihn augenscheinlich ja schon erreicht und für sie, die Käufer, wäre es

89007023732



b89007023732a



DRUCKERIE
VON F. A. BARTH
LEIPZIG